



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Band 2 des fünfteiligen Jane-Collins-Abenteuers

Die Geburt des Schwarzen Tods

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Geburt des Schwarzen Tod

John Sinclair Nr. 336

Teil 2/5

von Jason Dark

erschienen am 11.12.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Geburt des Schwarzen Tod

»Der Höllensumpf wartet auf dich und dieses Mädchen, Geisterjäger!« So hatten es mir die drei goldenen Skelette versprochen, und es sah so aus, als sollten sie, verdammt noch mal, recht behalten.

Meine Lage war wirklich mies. Und auch die des Mädchens Claudine Auber, das auf einer runden Insel oder Holzplattform hockte und von einem gefährlichen Sumpf umgeben war, in dem ich steckte. Zudem war das Mädchen von einem Monstrum umwickelt, das aus dem Sumpf hervorgekrochen war. Ein raupenähnliches Wesen, bestehend aus Schleim, Zellen und Säften, aber mit einer ungemein starken Kraft versehen, der Claudine nichts entgegensetzen konnte…

Ich war aus einem Käfig in den Sumpf gefallen und hatte bisher keine Chance gehabt, ihm zu entkommen. Aber auch der Sumpf hatte mich nicht gewollt. Die Situation stand unentschieden, denn der Sumpf hatte mich nach dem Eintauchen wieder ausgespieen, so daß ich mit dem Oberkörper aus ihm hervorstach und das Mädchen anschauen konnte, mit dessen Anwesenheit ich nie gerechnet hatte.

Claudine Auber hatte ich in Paris vermutet, aber nicht auf dem Grunde dieses unheimlichen Schachts. Ändern konnte ich daran nichts mehr, ich mußte mich damit abfinden.

Die goldenen Skelette, um die sich alles gedreht hatte, strahlten den Schein ab, der nötig war, um etwas erkennen zu können. Wie ein Schleier hatte er sich über den Sumpf gelegt und ihn mit einem geheimnisvollen Glanz bedeckt.

Ich hatte die drei goldenen Skelette gefunden und hätte eigentlich zufrieden sein können, doch meine Lage ließ es nicht zu. Ich steckte im Sumpf und wurde wie von gierigen Händen festgehalten, denn andere Mächte hatten die Regie übernommen.

Nicht zu machen…

Und ich hatte die Worte noch genau im Ohr. Nicht nur die, die die Skelette mir gesagt hatten, auch die Sätze eines gewissen Luigi Canotti, der, zusammen mit seiner Familie, meinen Freund Suko und mich in die Falle gelockt hatte.

Ich wußte ferner, daß der Sumpf, in dem ich steckte, kein normaler war, sondern ein Überbleibsel aus einer anderen Welt, aus einem längst versunkenen Kontinent, um den sich in der Gegenwart allerdings wieder zahlreiche Geschichten rankten.

Ich meinte damit Atlantis!

Der Sumpf war der Rest des gefährlichen Höllensumpfes, in dem vor urlanger Zeit einmal ein gewaltiger und mächtiger Dämon geboren worden war. Der Schwarze Tod!

Nicht alles, was gefährlich und schwarzmagisch angehaucht worden war, konnte vernichtet werden. Teile davon hatten sich in die heutige Zeit »retten« können und waren weiterhin prall gefüllt mit Energien, die ich bekämpfen mußte.

Natürlich hatte ich versucht, meine Arme zu bewegen. Es klappte einfach nicht. Ich bekam sie nicht aus der zähen Masse. Sie hielt mich eisern fest, und ich hatte das Gefühl, daß dies bewußt geschah, damit ich noch mehr von meiner Umgebung und auch mehr Informationen mitbekam.

Viel wußte ich nicht.

Eines hatte man mir dennoch klargemacht. Der Sumpf war nicht nur Sumpf, man konnte ihn auch als ein Tor in die Vergangenheit bezeichnen, wie mir deutlich genug von Luigi Canotti erklärt worden war.

Das Tor zur Vergangenheit – die Tür zu Atlantis. So sah ich es, und ich wartete praktisch darauf, durch die Kraft des Sumpfes in die ferne Vergangenheit gezogen zu werden.

Eine unvorstellbare, schlimme Sache, vor der ich mich eigentlich hätte fürchten müssen. Doch hielten sich Furcht und Neugierde die Waage, denn ich kannte Atlantis längst. [1]

Ich hatte schon Abenteuer in diesem fernen Kontinent bestanden und auch seinen Untergang erlebt, als in einem gewaltigen Inferno die Masse Land in Feuer, Rauch und Chaos aufging. Nur mit Glück war ich damals dieser Katastrophe entronnen.

An meine Waffen kam ich nicht heran. Ich konnte nur mehr sehen und hören. Und auch die unheimliche Riesenraupe, die dem Sumpf entstiegen war, tat nichts, was Claudine Auber in noch größere Schwierigkeiten hätte bringen können.

Drei goldene Skelette hatten die Regie übernommen. Drei Wesen, die ich gesucht hatte, damit sie mir eine Möglichkeit eröffneten, die ehemalige Detektivin Jane Collins zu retten, denn mit ihr hatte alles begonnen, weil es Claudine Aubers Freund Pierre Trudot gelungen war, ihr das Herz zu nehmen.

Jane war tot, dennoch lebte sie, denn mit ihr zusammen hatte der Würfel des Unheils eine Brücke gebaut, die sie vor dem endgültigen Tod bewahrte.

So also sah es aus.

Wie es genau weiterging, wußte ich nicht. Ich glaubte aber, daß die drei goldenen Skelette mir noch einiges erklären wollten, und ich hatte mich nicht getäuscht, denn abermals vernahm ich ihre Stimmen.

Wieder kam es mir vor, als würden sie aus den Lautsprechern einer Stereo-Anlage an meine Ohren dringen, so deutlich waren sie zu verstehen. Ich brauchte mich nicht einmal anzustrengen, um alles mitzubekommen.

»Du hast ihn getötet. Wir wissen es, und wir konnten nichts tun. Das Kreuz und der magische Bumerang haben zusammen eine Kraft entwickelt, die den Schwarzen Tod vernichteten. Damit hast du der Hölle einen gewaltigen Schaden zugefügt, aber die Hölle hat sich erholt. Die Magie eines mächtigen Kontinents ist nicht vernichtet worden, sie lebt weiter, wie du bald erfahren wirst.«

»Was sprecht ihr die Hölle an?« rief ich ihnen entgegen. »War der Schwarze Tod nicht mehr den Großen Alten verbunden?«

»Ja und nein. Er wurde von den Großen Alten erschaffen, doch er zeigte sich wenig dankbar. Der Schwarze Tod gestaltete sich zu einem Abtrünnigen, der sich auf die Seite der Hölle stellte, also auf die, die gegen die Großen Alten um die Macht kämpften. Vielleicht hast du den Großen Alten mit seiner Vernichtung einen Gefallen getan, doch du darfst nicht vergessen, daß auch der Schwarze Tod noch Freunde

hat. Wir gehören dazu, und wir sorgen dafür, daß du all das Grauen erlebst, das der Schwarze Tod verbreiten konnte, bevor er starb. Du bist sehr neugierig, und deine Neugier soll auch befriedigt werden.«

»Dann werde ich ihn wiedersehen?« fragte ich.

»So ist es. Ihr beide werdet in der Vergangenheit aufeinandertreffen. Der Höllensumpf wird seine Kräfte entfalten und mit dir, John Sinclair, das machen, was er auch mit anderen getan hat. Er wird dich in den Wahnsinn treiben. Jeder, der ihn besucht hat, kam mit einem Schaden davon. Er verlor den Verstand. Denn Magie ist zweierlei. Für einige hilfreich, für andere unbeschreiblich grausam. Und du, John Sinclair, gehörst zu den anderen.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Okay, ich verstand sogar, daß die andere Seite meinen Tod wollte. Schließlich war ich ihr Feind.

Was ich nicht verstand, war die Anwesenheit des Mädchens. Ich wollte Claudine aus der Gefahrenzone haben, und das erklärte ich den drei goldenen Skeletten auch.

Sie lachten mich mit ihren dumpfen Stimmen aus. »Nein, du Mensch, du. Das sagen wir bewußt. Es ist immer das gleiche bei einigen deiner Art. Das Mädchen wird mitleiden, denn es spielt in diesem Fall eine Rolle. Es hat sich indirekt gegen uns gestellt und muß dafür bezahlen. Aber nun zu dir. Glaube nur nicht, daß du uns los bist, wenn dich der Sumpf und das Tor der Zeiten verschluckt hat. Du wirst uns wiederfinden, denn für uns sind Vergangenheit und Gegenwart Dinge, über die wir kurzerhand hinweggehen. Es gibt sie zwar, wir nehmen sie zur Kenntnis, aber sie sind nicht so einschneidend, daß sie irgend etwas an unserer Existenz verändern könnten. Sie sind da, wir spielen mit ihnen und nehmen sie als eine glückliche Erfindung des Schicksals hin, wie man in eurer modernen Sprache sagen würde. Genug geredet, jetzt wird gehandelt. Wir sehen uns, Geister Jäger. Und zwar in der Vergangenheit…«

Das letzte Wort hallte noch nach, als hätten die drei Skelette in einen Tunnel gesprochen.

Dann war Schluß. Auch sie selbst verschwanden. Sie waren bisher innerhalb der Schachtwände eingeschlossen gewesen, nun schafften sie es und lösten sich allmählich auf.

Ich sah sie schwächer und schwächer werden. Die Knochen flimmerten an den Seiten auf, und zahlreiche Partikel begannen zu tanzen, bevor sie der Stein verschluckte.

Die Skelette waren nicht mehr.

Dafür der Sumpf und dessen tödliche Klammer!

***

Obwohl Claudine Auber durch den Druck der Raupe wie eine Gefangene gehalten wurde, hatte sie die Worte der Goldenen

mitbekommen. Ich erkannte es an ihrem Gesicht, in dem sich nur die Augen bewegten, ansonsten alles starr war.

Nicht das geringste Zucken lief über die Wangen, aber ich sah auf ihrer Haut kleinere Flecken. Dort waren die Tränen des jungen Mädchens eingetrocknet. Noch konnte ich etwas erkennen, denn der goldene Schein wurde nur allmählich schwächer. Der Vergleich mit einer schon versunkenen Sonne kam mir in den Sinn, wenn ihre letzten Strahlen über die Gipfel hoher, firnbedeckter Berge strichen und noch einen Teil der tiefer liegenden Täler erhellten.

Da zuckte die Raupe.

Zuerst glaubte ich, daß sie noch fester zudrücken würde, im nächsten Moment war ich beruhigt, denn ich erkannte, daß Claudine Auber tief durchatmete.

Die Raupe glitt an ihrem Körper nach unten, schob sich über die Holzinsel, auf der das Mädchen saß, und verschwand mit schlangengleichen, zuckenden Bewegungen in dem Sumpf.

Claudine war frei.

Ich rief ihren Namen. Vielleicht gab es noch eine Chance, so konnte ich nur hoffen, daß sie in der Lage war, richtig zu reagieren und alles zu begreifen.

»Ja?«

»Claudine! Du mußt jetzt alles auf eine Karte setzen, dann können wir es vielleicht schaffen.«

Fragend schaute sie in mein Gesicht, so daß ich fortfuhr. »Krieche bis zum Rand der kleinen Insel. Strecke dann einen Arm aus und versuche, mich an der Kleidung aus diesem verdammten Sumpf zu ziehen. Wenn du das schaffst, ist viel gewonnen. Verstanden?«

»Sicher.«

Sie kroch tatsächlich vor. Auch wenn sie von der Furcht geschüttelt wurde, Claudine riß sich zusammen und machte ihren Arm lang. Die gespreizte Hand erschien dicht vor meinem Gesicht, wurde zur Seite gedrückt und berührte meine Schulter, wobei die Finger sich krümmten und sich in den Stoff verhakten.

Immer dunkler wurde es.

Die Schachtwände schienen aufeinander zuwachsen zu wollen.

Mir kam es vor, als würde die Tiefe des Schachts immer enger und sich gleichzeitig mit dem Boden vereinigen.

Ich bekam Atembeschwerden. Es lag an der Luft, die sich auf unerklärliche Art und Weise verdichtet hatte. Die Aura Schwarzer Magie verstärkte sich.

Ich dachte an mein Kreuz und daran, weshalb es nicht reagierte.

Konnte es nicht etwas tun…?

»Ich habe dich…«

Claudines Worte rissen mich aus meinen Gedanken, und ich atmete

auf, als ich den Druck ihrer Finger spürte.
»Kannst du mich auch halten?«
»Ja, ja… noch … versuche es …« Stockend drangen die Worte über ihre Lippen.
»Dann zieh!«
Sie tat es. Sie gab ihr Bestes, aber ich hatte die anderen Kräfte unterschätzt. Was sie einmal in den Klauen hielten, wollten sie nicht mehr loslassen.
Nicht allein Claudine Auber zog. Ich spürte einen weiteren Druck, der mich von unten her packte. Es war der Sumpf, der mittlerweile »bemerkte«, daß ihm sein Opfer entrissen werden sollte, und sich nun dagegen anstemmte.
»Laß los, Claudine!« keuchte ich, als ich merkte, daß die andere Kraft stärker war.
»Ich kann nicht!«
Drei Worte, die mich schockierten und mir klarmachten, wie schlecht unsere Lage war. Als wäre Claudine an meiner Schulter mit ihrer Hand festgewachsen, so kam sie mir vor, als sich der Druck zwangsläufig auf sie übertrug und sie mit über die kleine Insel zog.
»Es… es geht nicht. Ich … ich kann nicht loslassen. Das andere ist stärker.«
Claudine sprach verzweifelt, und ich konnte ihr nicht helfen.
Immer näher rückte sie auf mich zu. Das Inselbrett verlagerte sein Gewicht und kippte mir entgegen.
Zuerst war das Mädchen dicht vor mir. Sein erschrecktes Gesicht sah ich noch, die weit aufgerissenen Augen und die Angst darin.
Dann fiel sie gegen mich.
Im selben Moment wurde es stockfinster. Es kam uns beiden tatsächlich so vor, als hätte jemand einen Sack über unsere Köpfe gestülpt. Ich konnte Claudine nur noch mit Worten beruhigen und flüsterte ihr ins Ohr. »Keine Angst, Claudine, es geht alles gut, wirklich. Du mußt Vertrauen haben, wir werden eine Reise machen…«
»In die Vergangenheit, nicht?« flüsterte sie mit bebender Stimme.
»So sieht es aus.«
»Und dann?«
»Ich weiß es nicht.«
Was uns die Zukunft in der Vergangenheit bringen würde, wußte ich tatsächlich nicht. Dafür stellte ich etwas anderes fest. Einen noch größeren Zug an meinen Beinen.
Der Sumpf reagierte. Er löste genau das Versprechen ein, das mir die drei goldenen Skelette gegeben hatten.
Sie zogen uns in die Tiefe.
Ich hatte dabei das Gefühl, als würde elektrischer Strom durch meine Beine rieseln und an den Außenflächen Tausende von Ameisen

gleichzeitig hochkriechen.
Tiefer und tiefer sanken wir. Vor mir spürte ich das Gesicht der Claudine Auber. Ich konnte es nicht sehen, aber die von der Haut abgegebene Wärme war genau zu spüren.
»Soll ich beten?« hauchte Claudine.
»Ja, tu das…«
Während ihre Lippen stockende Worte formten, sanken wir beide in die unauslotbare Tiefe des Höllensumpfs und einer Vergangenheit entgegen, über die kein Geschichtsbuch je etwas geschrieben hatte…

***

Er hieß Daniel Ricon, war Pilot und verstand seit einigen Stunden die Welt nicht mehr.
Wenn er das alles erzählte, was er erlebt und hinter sich hatte, würde man ihn im günstigsten Fall auslachen. Im ungünstigsten jedoch würde man ihn in eine Klapsmühle stecken, so unglaublich war seine Geschichte.
Unglaublich, aber wahr!
Er hatte tatsächlich etwas erlebt, für das es keinerlei Erklärung gab.
Noch vor einem Tag hatte seine Welt aus realen, meßbaren und auch faßbaren Komponenten bestanden, das alles war nun regelrecht umgekehrt worden. Er konnte es noch immer nicht begreifen, als er mutterseelenallein durch die Dunkelheit stolperte und sich die Schatten der Weinberge wie große Schwingen über seine Gestalt legten.
Der Weg war staubig und steinig. Beides merkte er nicht. In seinem Kopf fuhren die Gedanken Karussell, so daß er große Mühe hatte, sie in einer klaren Linie zu ordnen.
Daniel Ricon war auf dem Weg zu seinem Flugzeug, das, von geheimnisvollen Kräften geleitet, während eines Flugs von Paris nach London entführt worden war.
Er, der auf dem Pilotensessel gehockt hatte, war nicht in der Lage gewesen, es zu verhindern. Da versagte die Steuerung, die Instrumente spielten plötzlich verrückt. Es stimmten weder Kurs, Höhe, noch Geschwindigkeit. Die andere Macht war stärker.
Ricon und seine Passagiere ergaben sich in ihr Schicksal. Himmel, welch eine schreckliche Angst hatte er vor der Landung gehabt.
Seltsamerweise war sie butterweich erfolgt, dazu in einem Gelände, das für eine landende Maschine absolut ungeeignet gewesen wäre.
Hier hatte alles geklappt!
Nun befand sich Ricon auf dem Weg zur Maschine, um das zu bewachen, was von Paris nach London hatte überführt werden sollen.
Eine Tote!
Wenigstens für Ricon, jedoch Sinclair und Suko wollten nicht daran

glauben, obwohl dieser Frau, es war Jane Collins, das Herz aus dem Leibe genommen war. Eigentlich hätte sie tot sein müssen.

Die Männer vom Yard glaubten nicht daran. Es war ihre Sache.

Daniel Ricon hoffte nur, das unerklärliche und seltsame Abenteuer so rasch wie möglich hinter sich bringen zu können, um wieder einzutreten in den für ihn normalen Kreislauf des Lebens.

Fast fluchtartig hatte er sein Ziel verlassen und wagte es erst nach einer Weile, sich umzudrehen. Noch befand er sich hoch genug, um das auf ihn jetzt unheimlich wirkende Schloß sehen zu können, in dem die seltsame Familie Canotti wohnte.

Mit denen stimmte etwas nicht, da gab er diesem englischen Oberinspektor recht. Sie gaben sich wie Aristokraten, in Wirklichkeit aber glaubte Ricon daran, daß es sich dabei nur um Tünche handelte.

Tatsächlich verbarg sich hinter diesen Masken etwas anderes, für das Ricon keinerlei Erklärung hatte.

Noch brannte Licht im Schloß.

Die hellen, gelblich schimmernden Vierecke inmitten des düsteren Mauerwerks wirkten auf den Piloten wie gefährliche Augen, die ihn nicht aus dem Blick lassen wollten. Auch aus dieser Entfernung fühlte er sich beobachtet, und seine eigene Phantasie gaukelte ihm die wildesten Dinge vor. Er sah das Gemäuer plötzlich als verzerrte Fratze, die in ihrem Zentrum den Abdruck des Teufelsgesichts zeigte, und die Züge des Piloten verzerrten sich.

Er wischte sich über die Augen, schaute noch einmal hin und erkannte, daß alles normal war. Seine Phantasie hatte ihm einen gehörigen Streich gespielt.

Tief atmete er durch. »Du darfst dich nur nicht verrückt machen lassen«, sprach er zu sich selbst. »Behalte du wenigstens die Nerven, dann läuft alles wieder normal.«

Psychologisch so gestärkt, setzte er seinen Weg fort. Er verließ damit die Höhe und tauchte ein zwischen den Weinbergen, wo an den Rebstöcken die dicken Trauben hingen und darauf warteten, in einigen Wochen gelesen zu werden.

Die Weinberge in der Umgebung gehörten den Canottis. Gleichzeitig war die Familie noch Besitzer einer Eisfabrik, und damit machten sie ihr eigentliches Geld, denn das Speiseeis der Canottis wurde nicht allein in Italien verkauft, sondern auch exportiert, sogar nach Übersee.

Alles nur Fassade, alles nur Tünche, dachte der Pilot. In Wirklichkeit sind sie viel schlimmer.

Begegnet war ihm kein Mensch. Beim Marsch zum Schloß hin nicht, und auch jetzt nicht.

Er fühlte sich sehr verlassen. Trotz der nächtlichen Kühle schwitzte er.

Dies nicht nur allein vom schnellen Laufen, sondern auch von der

inneren Angst her, die ihn umklammert hielt.

Er gab ehrlich zu, daß er Angst hatte, auch vor der Aufgabe, die ihm zugeteilt worden war.

Er sollte die Tote bewachen.

Die angebliche Tote, und da begann das große Problem, über das er nicht nachdenken wollte. Allerdings war ihm etwas anderes eingefallen.

Mußte er überhaupt zurück zum Flugzeug? Im Prinzip nicht, denn die Maschine würde schon nicht gestohlen.

Er dachte wieder an die beiden Yard-Beamten und daran, wie loyal sie sich ihm gegenüber gezeigt hatten. Nein, er wollte die Männer doch nicht enttäuschen. Zudem war eine Zeit vereinbart worden, die er einhalten mußte. Wenn die beiden sich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht gemeldet hatten, sollte der Pilot Alarm schlagen und versuchen, vom nächst größeren Ort aus eine bestimmte Nummer in London anzurufen.

Wo dieser Ort, das Dorf oder die kleine Stadt lag, wußte er bisher nicht. Er hoffte, daß er nicht zu lange suchen mußte oder die Männer sich vorher meldeten.

Er traute ihnen durchaus zu, mit den Canottis fertig zu werden, obwohl diese Familie sicherlich einiges vor dem Licht der Öffentlichkeit zu verbergen hatte.

Es war nicht schwer, die Maschine zu finden. Dabei brauchte er nicht einmal vom Weg ab. Bis zu dem Plateau, auf dem das Flugzeug stand, konnte er ihm folgen, denn die Abzweigung vom Schloß her lag bereits hinter ihm.

Den letzten Rest des Wegs legte er rascher zurück, überwand noch eine kleine Anhöhe und blieb an der Stelle stehen, von der aus er das Flugzeug sehen konnte.

Es stand noch dort, als wäre es gerade erst gelandet. Nichts hatte sich verändert. In der tiefen Dunkelheit ringsum wirkte es wie das futuristische Gebilde eines Künstlers, der sein Zeichen in die unberührte Natur setzen wollte.

Wahrscheinlich war die unfreiwillige Landung des Jets noch gar nicht bemerkt worden. Menschen sah Daniel Ricon keine. Er bewegte sich als einziger auf die Maschine zu.

Eigentlich hätte er sich freuen müssen. Dieser Jet war etwas Reales.

Ein Produkt der Technik, auf das er stets vertraut hatte. Trotzdem war es keine Freude, die in ihm lauerte, sondern eher eine gespannte Erwartung, vermischt mit einer gewissen Portion an Furcht.

Erst jetzt nahm er bewußt auf, auf welch einem Gelände das Flugzeug gelandet war. Normalerweise hätte keine Maschine der Welt hier eine Landung überstanden. Der Jet hatte es aber geschafft. Ein für Daniel unerklärbares Phänomen.

Noch immer stand der Einstieg offen. Eine Gangway führte nicht hoch. Zum Glück war die Maschine nicht so gewaltig wie ein normales Passagierflugzeug, auch in der Höhe nicht, so daß Daniel nur zu springen und einen Klimmzug nachzuziehen brauchte, um das Innere betreten zu können.

Dieser geringe Kraftakt gelang ihm sehr schnell. Aufatmend schraubte er sich in die Höhe und betrat den Passagierraum. Das dumpfe Gefühl war noch immer nicht gewichen. Er hörte sein eigenes Herz überlaut schlagen und tat etwas, das er eigentlich mit dem Wort feige umschreiben konnte.

Er wandte sich zum Cockpit hin, als hätte er Angst, sich das anzuschauen, was noch innerhalb der Maschine stand.

Rasch betrat er den Raum, der für ihn zum Arbeitsplatz geworden war, und ließ sich auf den Pilotensitz fallen. Es tat gut, die Gerüche aufzunehmen, die sich stets im Cockpit befanden. Das Leder der Sitze, das Metall, der Kunststoff, alles hatte seine eigene Ausstrahlung, an die sich Daniel so gewohnt hatte.

Er schaute über die Instrumente. Blendfrei waren sie. Er lachte innerlich auf, als er daran dachte. Jetzt hätten sie ihn ruhig blenden können, dann hätte er gewußt, daß sie noch funktionierten, aber nun waren sie tot. Eine hochkomplizierte Technik war einfach ausgeschaltet worden, ohne daß jemand nur einen Schalter umgelegt oder auf irgendeinen Knopf gedrückt hatte.

Magie…

Er bewegte den Mund, als er daran dachte. An Magie wollte er nicht glauben, er hatte nie daran geglaubt, und da kamen diese Polizisten und machten ihm klar, daß es Magie tatsächlich gab.

Unfaßbar.

Wie in Trance bewegte er seine Finger. Ließ die Knöpfe über Sensortasten gleiten, einen Erfolg erzielte er nicht. Die Technik war völlig ausgeschaltet worden.

Das Leder des Sessels knarrte, als Daniel sich zurücklegte. Im Cockpit rauchte er normalerweise nicht. Jetzt konnte er einfach nicht anders. Aus der Innentasche seiner Jacke holte er die flache Schachtel mit den Zigarillos hervor. Er steckte sich das dünne Stäbchen zwischen die Lippen, atmete den Rauch ein, blies ihn wieder aus und freute sich darüber, als er den Wolken nachschaute, die sich vor seinem Gesicht ballten und die Instrumente vernebelten.

Der Rauch war etwas Normales, den konnte er sehen, riechen, schmecken, das war keine Magie, da machte ihm niemand etwas vor, aus diesem Grunde rauchte er das dunkle Stäbchen auch mit Genuß.

Für alle Fälle hatte er noch eine kleine Flasche versteckt. Sie befand sich in einer Höhlung am Boden, Daniel brauchte nur seine Hand auszustrecken.

Er holte die Flasche hervor.
Der Cognac schimmerte, goldbraun hinter dem dicken Glas der Flasche. Er drehte das Gefäß auf, setzte die Öffnung an den Mund und nahm einen kräftigen Schluck.
Ja, das war etwas Wahres. Daran konnte er sich halten, und nicht an die verdammten Geister.
Da man auf einem Bein nicht stehen konnte, trank er zum zweitenmal und hatte die Flasche schon fast leer.
Den dritten Schluck nahm er nicht mehr so schnell. Das heißt, er kam überhaupt nicht mehr dazu, denn mitten in der Bewegung blieb seine Hand stehen.
Er hatte etwas gehört!
Zunächst wollte er dieses Wissen verdrängen, das war jedoch nicht möglich, denn der nicht in diese Umgebung passende Laut klang erneut auf. Er war schwer zu identifizieren. Vielleicht war es ein Stöhnen, vermischt mit einem Seufzen, jedenfalls ausgestoßen von einem menschlichen Wesen.
Aber wer sollte diesen Laut von sich gegeben haben?
Die Tote?
Über seinen Rücken rann eine Gänsehaut, als er daran dachte.
Eine tote Frau, die dennoch lebte? Sollten die beiden Engländer mit ihrer Vermutung recht behalten haben?
Es wäre fatal gewesen. Und nicht allein das. Auch unerklärlich, unheimlich und unfaßbar.
Vorsichtig, als wollte er niemanden stören, stellte er die Flasche weg und drückte auch das Zigarillo aus. Ihm wurde mit einemmal bewußt, wie allein er doch letztendlich war. Völlig auf sich gestellt in einem fremden Land, das zwei Seiten hatte. Eine heitere, eine lebenslustige und die andere, die vom Tod und der Vernichtung diktiert wurde.
Daniel Ricon hatte sich nie als Angsthase bezeichnet. In diesen für ihn so langen Sekunden verspürte er Angst, und er zuckte zusammen, als er das Knarren des Leders vernahm.
Vorsichtig stand er auf.
Seine Bewegungen waren steif. Obwohl nach vorn gerichtet, wirkten sie so, als wollte er jeden Moment die Flucht vor dem Unheimlichen ergreifen.
Er dachte für einen Moment daran, die Maschine durch den Cockpit-Ausstieg zu verlassen, dann siegte sein Pflichtgefühl, so daß er den Weg in den luxuriösen Passagierraum nahm.
Noch immer ging er so leise wie möglich, als hätte er Angst, die Ruhe der Toten zu stören.
Sein Gesicht hatte einen gespannten und gleichzeitig ängstlichen Ausdruck angenommen, die Augen waren verengt, der Mund stand offen, die Arme hatte er rechts und links des Körpers ausgestreckt,

damit er das Gleichgewicht halten konnte.
Sein Blick war starr auf die Vitrine fixiert. Sie stand noch genau da, wo man sie abgestellt hatte, und der Deckel war hochgeklappt.
In ihr saß die Frau.
Steif, regungslos, unnahbar, tot…
Ein paarmal mußte er schlucken, denn er fürchtete sich davor, noch näher an die Person heranzutreten, trotzdem ging er weiter, auch wenn es ihn Überwindung kostete.
Schritt für Schritt trat er näher, erreichte die Vitrine und blieb dicht vor ihr stehen.
Er stand am Fußende. Wenn er hineinschauen wollte, mußte er den Kopf ein wenig senken.
Daniel Ricon wußte, daß man der Frau, die sich dort befand, das Herz genommen hatte. Sie mußte Schreckliches hinter sich haben, Grauen und Schmerzen, die unbeschreiblich waren, und doch zeichnete sich nichts davon auf ihrem blassen Gesicht ab.
Im Gegenteil, wenn er genauer hinschaute, hatte er das Gefühl, daß die Züge selbst noch im Tod auf irgendeine Art und Weise schön wirkten.
Das Gesicht war blaß, die Haut wirkte blutleer, die Augen waren geschlossen, und der Mund mit den beiden vollen Lippen stand offen.
War aus ihm das Geräusch gedrungen?
Zweimal schluckte der Pilot, als er darüber nachdachte und sich dabei umschaute. Der Gedanke, daß sich noch ein anderer im Passagierraum verborgen hielt, lag nahe, doch dem war nicht so. Die Tote und der Pilot waren allein.
Wirklich allein?
Zum erstenmal in seinem Leben nahm Daniel Ricon Stimmungen und Ströme auf. Er glaubte fest daran, daß sie und er nicht allein waren. Da schwebte noch jemand unsichtbar zwischen ihnen.
Vielleicht ein Geist oder die Seele der Frau? Ja, jeder Mensch hatte eine Seele, so war es ihm beigebracht worden. Wenn der Körper starb, lebte die Seele weiter. Man konnte sie nicht sehen, aber spüren, und dieses Gefühl hatte er hier.
Sein Blick glitt nicht mehr in die Runde, sondern wandte sich wieder der Toten zu, wobei er von ihrem Gesicht nach unten glitt und auf die angezogenen Beine fiel, denn vor den Oberschenkeln und praktisch im Schoß stand ein geheimnisvoller Gegenstand.
Ein Würfel!
Daniel Ricon wußte nicht, was es mit diesem Würfel auf sich hatte.
Am Rande hatte er einiges aufgeschnappt.
Für die beiden Engländer mußte dieser Quader eine ungemein große Bedeutung haben. Die hatten so getan, als hinge von ihm das Wohl und Wehe der Menschheit ab.

Möglicherweise gehörten der Würfel und die Tote sogar zusammen.

Wer konnte das genau sagen, aber gestöhnt hatte der Quader bestimmt nicht. Das mußte die Tote gewesen sein.

Noch im selben Augenblick änderte der Pilot seine Meinung, als er sah, wie sich etwas innerhalb des Würfels tat. Es geschah an den Flächen, die rotviolett schimmerten, weil in ihnen ein Gebilde aus Schlieren steckte. Und die gerieten in Bewegung.

Daniel Ricon vergaß seine Angst. Der Pilot erlag der Faszination dieses geometrischen Gegenstands. Was mit ihm geschah, empfand er als ungeheuerlich.

Bilder erschienen…

Unklar und verschwommen, dennoch für ihn zu erkennen, obwohl sie an das Werk eines surrealistischen Malers erinnerten.

Eine Landschaft, düster, unheimlich und für Menschen ungeeignet. Er sah Nebelschwaden, die über eine trostlose Weite trieben, die einen Menschen depressiv machen konnten.

Es war die konkret gewordene Angst, die er innerhalb des Würfels entdeckte, und er vernahm plötzlich das Geräusch, das er schon im Cockpit gehört hatte.

Dieses schwere, leidende Seufzen…

Der Pilot zuckte zusammen. Sehr viel lauter war es an seine Ohren gedrungen, und auf einmal gab es für ihn nur diese eine Möglichkeit.

Jetzt wußte er genau, wer es ausgestoßen hatte. So dicht in seiner Nähe gab es nur die eine Person.

Die Tote!

Er schaute sie an.

Noch hielt sie die Augen geschlossen, ihr Gesicht war nach wie vor leichenblaß, aber der Mund hatte sich so weit geöffnet, daß Ricon zwischen den Lippen die hellen Zähne schimmern sah.

Er trat einen Schritt zurück. Wie in einer Abwehrhaltung hob er beide Arme und spreizte die Hände, als wollte er das, was er mit eigenen Augen sah, nicht wahrhaben.

Und das Stöhnen wiederholte sich.

Schwer, ächzend, als hätte die Person ungemein viel zu leiden.

Qualen und Schmerzen mußten sie malträtieren. Vielleicht nicht einmal körperliche, sondern seelische Pein, die diese Reaktion auslöste.

Ricon hielt den Atem an.

Er war zwar nicht in die Dinge eingeweiht worden, dennoch glaubte er daran, daß es zwischen der Toten und dem Würfel eine Verbindung geben mußte, so daß ein Ereignis die Reaktion bei der anderen auslöste.

Ein komplizierter Denkvorgang, den Ricon nicht so recht in die Reihe bringen konnte, und er hatte abermals das Gefühl, verrückt zu

werden, als die Tote nicht mehr stöhnte, sondern sprach.

Über ihre Lippen floß stockend ein Name.

»John Sinclair…«

Daniel Ricon wurde noch weißer. Auf der Stirn lagen die Schweißperlen wie kleine Kugeln, die Gänsehaut auf seinem Rücken nahm die doppelte Stärke an, denn die Tote hatte ausgerechnet den Namen des Mannes ausgesprochen, auf den Ricon wartete.

Weshalb?

Sein Blick verließ die Gestalt innerhalb der Vitrine und wandte sich wieder dem Würfel zu.

Noch immer zeigten seine Seiten apokalyptische Bilder. Aber etwas Entscheidendes hatte sich verändert.

Zwei Menschen waren innerhalb dieser trostlosen Landschaft zu sehen. Ein Mann und ein dunkelhaariges Mädchen.

Das Mädchen kannte er nicht, dafür den Mann. Es war der Geisterjäger John Sinclair.

Für Daniel Ricon brach in diesem Augenblick eine Welt zusammen!

***

Und beinahe auch für Suko, den Chinesen. Denn vor ihm, verteilt auf einen Sessel und Stühle, saßen drei Menschen.

Die Familie Canotti.

Vater Romano, Mutter Maria und ihr Sohn Luigi!

Nur hatten sie sich auf eine schreckliche Art und Weise verändert.

Die Schloßbesitzer waren zu goldenen Figuren geworden! Die Gesichter, die Hände, die Arme, die Haut am gesamten Körper hatten den goldenen Schein angenommen.

Waren es noch Menschen? Suko wußte es nicht, er stand zu weit entfernt. Um eine genaue Antwort zu erhalten, hätte er näher herangehen müssen, und das ließ er zunächst noch bleiben.

Suko mußte erst einmal mit der Überraschung fertig werden. Er hatte die beiden Seiten der Familie Canotti kennengelernt. Zunächst bei der Ankunft, die höflichkalte, reservierte, und wenig später, als Fragen gestellt wurden, die abweisende, nahezu feindliche Haltung.

Suko und sein Freund John Sinclair hatten sich nicht beirren lassen.

Sie wußten, daß mit der so scheinheilig wirkenden Familie einiges nicht stimmte, und sie behielten recht.

Begonnen hatte es mit einem Schrei. Angeblich hatten die Canottis ihn nicht gehört, doch die Männer aus London ließen sich nicht beirren. Sie gingen der Ursache nach und überredeten die Canottis, sie in den Keller des Schlosses zu führen. Angeblich sollte es ein Weinkeller sein. Es war auch einer, gleichzeitig aber auch eine heimtückische Falle, in die Suko und John Sinclair liefen.

Die Familie Canotti schaffte es tatsächlich, die beiden Geisterjäger zu

überwältigen. John Sinclair wurde in einen Schacht geschleudert, und sein Schicksal war für Suko ungewiß.

Er selbst wurde hinterrücks angegriffen. Ausgerechnet von der harmlosesten Person, der Maria Canotti, die eine gefährliche und exotische Waffe bei sich trug, die sie außerdem noch perfekt beherrschte.

Eine Bola!

Mit ihr war es der Frau gelungen, Suko zu überwältigen. Fast hätte sie den Chinesen sogar noch erwürgt, dem Inspektor war es nur dank seiner körperlichen Kräfte gelungen, sich zu befreien.

Danach war er nicht weiter gekommen, weil ihm eine Stahlplatte den Weg versperrte, aber er hatte es geschafft und das Schloß durchsucht.

Auf dem Weg durch die zwar eingerichteten, dennoch kalt wirkenden Räume hatte er seltsame Stimmen vernommen, und diese Stimmen sprachen immer nur von einem Begriff.

Atlantis!

In diesen Augenblicken war dem Inspektor klargeworden, daß die Canottis und der vor 10000 Jahren versunkene Kontinent in einer gewissen Verbindung standen.

Wie die genau aussah, wußte Suko nicht zu sagen. Er hoffte, es herauszufinden.

Die Canottis hatte er gefunden. Ob als Menschen oder nur als Figuren, das würde er bald sehen.

Er schaute die Familie an.

Die Mutter saß zwischen ihrem Mann und dem Sohn. Da zeichnete sich auf ihrem Gesicht kein Leben ab, da war alles kalt, glatt und golden.

Nein, so konnte kein Mensch leben. Die Haut mußte atmen, und das Gold ließ keinen Sauerstoff an die Zellen. Wenn die Canottis normale Menschen waren, mußten sie tot sein.

Aber konnte man diese Familie noch als normal bezeichnen?

Suko konnte es nicht sagen, zudem spielten die drei geheimnisvollen goldenen Skelette, denen seine und Johns Suche gegolten hatte, eine große Rolle. Sogar die Entscheidende, wie der Inspektor annahm.

Noch immer klebte sein Blick auf der Frau. Maria Canotti hatte die Bola wieder um ihre Taille geschlungen. Sie trug sie dort wie die normale Frau einen Gürtel, und Suko hatte sich auch bei der ersten Begegnung davon täuschen lassen.

Die beiden Männer trugen sichtbar keine Waffe. Sie saßen da, hatten die Arme angewinkelt und sie mit den Unterseiten sowie den Händen auf die Lehnen gelegt.

Gerade wegen dieser Haltung wirkten sie so statuenhaft und erinnerten Suko an eine erstarrte Opernszene.

Es hatte für Suko keinen Sinn, vor der Familie stehenzubleiben.

Wollte er genaue Informationen haben, mußte er zu den einzelnen Personen gehen und sie untersuchen.

Etwas hörte er nicht mehr.

Die seltsamen Stimmen, die von Atlantis gesprochen hatten, begleiteten ihn nicht.

Hier in diesem Zimmer herrschte eine nahezu gespenstische Stille.

Eine für ihn bedrückende Ruhe, die höchstens durch sein eigenes flaches Atmen unterbrochen wurde.

Es gab hohe Fenster. Keine Vorhänge verdeckten die Scheiben.

Wenn er durch eines der Fenster schaute, sah er am Himmel einen scharf konturierten Halbmond auf dunkelblauem Grund stehen, der zudem angereichert von einem prächtigen Sternenmeer war, so daß dieses Bild fast kitschig wirkte.

Nur eine Lampe brannte in dem Raum. Sie hing an der Wand. Ihr Licht wurde von einem gelblichen Pergamentschirm gefiltert, so daß es weich und irgendwie samtig wirkte.

Da sich die Mitglieder der Familie seit Sukos Eintritt nicht gerührt hatten und den Besuch als irgendwie selbstverständlich hinnahmen, mußte der Inspektor den Anfang machen.

Aus diesem Grunde näherte er sich der Person, die rechts von ihm saß.

Es war das Oberhaupt der Familie – Romano Canotti.

Unbeweglich hockte er in seinem Sessel. Nach vorn war sein Blick gerichtet. Suko sah, daß er die Augen ein wenig geschlossen hatte und auf seinen Lidern ebenfalls das Gold schimmerte.

Neben dem Sessel stoppte der Chinese. Er beugte den Kopf vor, so daß sein und das Gesicht des goldenen Menschen sehr nahe beieinander waren. Der Inspektor forschte nach dem Atem. Da der Mund des anderen offenstand, hätte er eigentlich über die Lippen fließen müssen.

Das geschah nicht.

Nicht der geringste Hauch wehte Suko entgegen. Er konnte tatsächlich davon ausgehen, hier einen Toten vor sich zu haben.

Aber weshalb waren die Canottis gestorben? Für ihn gab es keine Erklärung, denn die Familie hatte mit den schwarzmagischen Mächten paktiert. Für die andere Seite hätte es keinen Grund gegeben, die drei so einfach auszulöschen.

Suko runzelte die Stirn. Er kam zu dem Schluß, daß in der Zeit, als er das Schloß zum Teil durchsucht hatte, etwas geschehen sein mußte, das mit den drei goldenen Skeletten in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Suko schaute sich auch Mutter und Sohn an. Sehr genau untersuchte er sie, ohne allerdings ein Lebenszeichen feststellen zu können.

Nachdem er seine Runde beendet hatte, blieb er neben Romano

Canotti stehen. Dabei streckte er seinen Arm aus und nahm die Hand des anderen. Vorsichtig hob er sie in die Höhe.

Schon bei der ersten Berührung war Suko zusammengezuckt, denn die Hand des anderen fühlte sich seltsam kalt an.

Zwar nicht eiskalt, aber so, als wäre doch kein Leben mehr in ihr.

Wie bei einer kurz zuvor eingesetzten Leichenstarre.

Den Ärmel schob Suko ein wenig zurück und erkannte, daß auch der übrige Arm golden gefärbt war. Auch dort hatte sich die Kälte ausgebreitet und den Kreislauf gestoppt.

Nein, Informationen würde er von den Canottis keine mehr erhalten.

Es sei denn, es gelang ihm, die Familie aus ihrer Starre oder dem magischen Schlaf zu wecken.

Dazu sah Suko keine Möglichkeit. Seine Kräfte waren einfach zu sehr begrenzt.

Er ließ die Hand wieder los. Auch sein Arm fiel nach unten, allerdings mit einer Schnelligkeit, die dem Chinesen überhaupt nicht gefiel, so daß er sich darüber wunderte.

Suko schaute nach.

Nichts war zu erkennen. Seine Hand sah er als völlig normal an.

Er bewegte die rechten Finger und stellte fest, daß ihm dies Mühe bereitete.

Die einzelnen Glieder schienen schwerer geworden zu sein. Der Vergleich mit den mit Blei gefüllten Adern kam ihm wieder in den Sinn, aber das konnte es nicht sein, denn als Suko seine rechte Hand näher in Augenschein nahm, sah er etwas anderes.

Der Inspektor wurde blaß!

Er, der durch nichts so leicht zu erschüttern war, mußte mit ansehen, daß sich die Finger seiner Hand veränderten. Es begann an den Nägeln, auf ihnen lag schwach ein goldener Schimmer.

Wie bei den Canottis!

Sukos Herz begann zu rasen. In diesen Augenblicken wurde ihm mit aller Deutlichkeit bewußt, daß hier einiges nicht stimmte und allmählich zu einer für ihn lebensgefährlichen Bedrohung heranwuchs. Suko gab zu, einen Fehler gemacht zu haben. Er hätte den goldenen Mann nicht berühren dürfen. Durch den Kontakt war die Magie des anderen auf ihn übergegangen und begann zu wirken.

Suko behielt trotz seiner Angst die Nerven und schaute zu, wie sich der Schimmer allmählich ausbreitete. Es war ein lautloses Kriechen, das von den Nägeln her aufwärts strömte, über seinen Handrücken glitt und das Gelenk erfaßte.

Es wurde golden…

So golden wie auch im nächsten Augenblick der Unterarm bis hin zum Ellbogen. Auch dort hörte es nicht auf und wanderte weiter in Richtung Schulter.

Gleichzeitig wurde der Arm schwerer. Als Suko ihn jetzt anheben wollte, stellte er fest, daß er eine gehörige Portion Kraft ansetzen mußte, um dies zu schaffen.

Er konnte auch nicht den linken Arm zu Hilfe nehmen, denn mit ihm war das gleiche geschehen.

Auch er zeigte auf der Haut die goldene Farbe und wurde von Sekunde zu Sekunde schwerer.

Suko ging zurück.

Er kam nur mehr einen halben Schritt weit, denn die Beine waren ebenfalls schwerer als normal.

Der Chinese bekam Angst. Vor seinen Augen drehte sich alles.

Das Zimmer, die Wände fuhren Karussell, er merkte gleichzeitig den immensen Druck im Kopf, und ihm war jetzt endgültig klargeworden, daß er dem Verhängnis nicht mehr entgehen konnte.

Die andere Seite hatte mit aller Brutalität zugeschlagen!

Es bereitete Suko unendliche Mühe, seinen rechten Arm überhaupt auszustrecken. Als er es geschafft hatte, berührten seine Fingerspitzen die Lehne eines noch freien Sessels. Nur empfand der Inspektor diese Berührung überhaupt nicht, weil in seinen Nervenbahnen kein Funken Gefühl mehr steckte.

Die andere Seite hatte gewonnen.

Schwer wie ein Klumpen Eisen fiel Suko zurück und prallte in den Sessel, der stark unter seinem Gewicht nachgab und durchfederte.

Gleichzeitig schlugen die Arme nach unten, hieben auf die Lehnen und sprangen wieder hoch.

Dann kippte er zurück, fiel gegen die Lehne und drehte unter Mühen seinen Kopf so, daß er gegen die Scheibe eines Fensters schauen konnte.

Dort spiegelte sich sein Gesicht.

Er sah es nicht klar, nur mehr als einen verschwommenen Fleck, dennoch fiel ihm der goldene Schimmer auf, der sich innerhalb der Scheibe zeigte.

Das Gesicht also auch…

Suko war zu einem Goldenen geworden! Daran konnte er nichts ändern.

So schwer es ihm fiel, sich zu bewegen, das Gehirn jedoch funktionierte noch klar. Sein Denken war nach wie vor vorhanden, und Suko bezeichnete es selbst als logisch.

Logisch in den Tod gehen?

Beinahe möglich, denn nichts anderes war es, was da auf ihn zukam.

Eine totenähnliche Starre, die ihn überfallen hatte und gegen die er nicht ankam.

Er erinnerte sich an den Goldenen Samurai. Auch er war ein Wesen gewesen, das lebte und existierte, obwohl es aus Gold bestand. Nur

hatte sich der Samurai bewegen können, im Gegensatz zu Suko.
Er saß im Sessel, hielt die Augen offen und konnte die Familie Canotti sehen.
Der Vater, der Sohn, zwischen beiden die Mutter.
Goldene, unbewegliche Figuren, so wie er eine war.
Bis zu diesem Gedankengang hatte Suko es geglaubt. Dann geschah etwas, das ihn zweifeln ließ, denn die Mutter bewegte plötzlich ihre Gesichtsmuskeln.
Für Suko war es überraschend und schaurig zugleich. Denn die Frau zog nur ihre Mundwinkel in die Breite, so daß die Bewegung auf die untere Gesichtshälfte beschränkt blieb und in den ansonsten glatten Wangen zahlreiche Fältchen entstanden.
Sie bildeten einen Kranz, und auch im Kinn der Frau entstanden seltsame Grübchen.
Das Gesicht hatte eigentlich nichts Schauriges an sich, trotzdem empfand Suko es als grauenhaft, und das gesamte Gesicht kam ihm vor wie eine in sich verschobene Maske.
»Wir haben dich!« vernahm er die flüsternde Stimme der Frau. Jedes Wort drang ihm dabei unter die Haut. »Wir haben dich endlich, Chinese. Jetzt gehörst du zu uns, zu Atlantis…«
Das folgende, leise, meckernde Lachen klang wie eine schaurige Bestätigung…

***

Wir hatten einen Schrecken hinter und den neuen vor uns. Über die Reise zu schreiben, ist müßig, denn es war einfach schlimm. Vor allen Dingen für Claudine Auber, denn sie hatte so etwas noch nie in ihrem Leben mitgemacht.
Der Trichter, das Tor der Zeiten hatte uns aufgesaugt, regelrecht gefangengenommen und irgendwann, wobei der Begriff Zeit keine Rolle spielte, einfach ausgespieen.
Und jetzt waren wir da.
In Atlantis, auf dem Planet der Magier und möglicherweise inmitten des Höllensumpfs. Aus der Zukunft waren wir in die Vergangenheit gereist, um hier das Grauen so intensiv zu erleben, daß unser Verstand nicht verwirren wollte.
Es war mir im ersten Moment nicht möglich, die uns umgebende Landschaft zu beschreiben, weil ich mich einfach nicht konzentrieren konnte und mich zunächst einmal um Claudine Auber kümmerte.
Hart hatte sie sich an mir festgeklammert. Unsere Gesichter befanden sich dicht voreinander, ich erkannte in ihren Zügen den Schrecken und las in den Augen die heiße Angst.
»Leben wir?«
Es war eine aus zwei Worten bestehende Frage, in der all die

Hoffnungen und auch die Angst mitschwangen, die dieses Mädchen fühlte.

Langsam nickte ich. »Ja, wir leben…«

Sie öffnete den Mund. Eine zeitlupenhafte Bewegung, dann atmete sie ein. Es war ein befreiendes Atmen, als wäre Claudine soeben dem Tod von der Schippe gesprungen.

»Wir leben!« hauchte sie. »Die anderen haben es nicht geschafft. Wir sind noch da.« Plötzlich lachte sie, drückte sich von mir weg und senkte die Arme, als wollte sie mit ihren Fingerspitzen den Boden berühren.

»Aber was ist das für ein Leben?« schluchzte sie auf. »Was ist das für ein verdammtes Leben, John?« Sie starrte mich hart an und hoffte auf eine Antwort.

»Darüber nachzudenken wäre später vielleicht die richtige Zeit.«

»Und was ist später? Wir sind Gefangene. Wir existieren in einer Vergangenheit, die niemals jemand richtig beschrieben hat und auch nicht konnte. Was kommt da auf uns zu, John?«

Was hätte ich ihr alles sagen können? Hätte ich von Vernichtung, von Dämonen, furchtbaren Fabelwesen, von grauenhaften Monstern oder ähnlichem erzählen sollen?

Nein, ich schwieg, denn es war so am besten, wie ich meinte.

»Sag es, sag es!« forderte sie mich auf und krallte sich an mir fest.

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber ich weiß es wirklich nicht, Claudine.«

Vor der nächsten Frage entdeckte ich in ihren Augen ein Lauern.

»Willst du es nicht sagen, John?«

»Ich kann es nicht.«

Claudine ließ mich los. Sie hob dabei die Schultern. »Ich weiß nicht, ob du ehrlich bist, aber mir bleibt nichts anderes übrig, als dir zu glauben. Wir sind jetzt Partner, und ich trage eigentlich selbst die Schuld, daß es so weit gekommen ist.«

»Das kannst du nicht sagen…«

»Doch, ich hätte in Paris bleiben sollen und nicht versuchen, die Spur…« Sie schüttelte den Kopf und faßte nach ihrer rechten Schulter, wo das Messer sie getroffen hatte. »Die Wunde schmerzt noch immer«, flüsterte sie.

»Das wird vergehen«, erwiderte ich. Mit dieser Antwort hoffte ich, Claudine einigermaßen beruhigt zu haben, so daß ich die Zeit fand, mich ein wenig umzusehen, denn ich wollte unbedingt wissen, wo wir eigentlich gelandet waren.

Ich kannte den Höllensumpf oder Todessumpf. Zwar nicht genau und von seinem Innern her, aber ich hatte ihn mal aus der Ferne gesehen, vor einiger Zeit, als es mich auf den Planet der Magier verschlagen hatte. [2]

Und nun befanden wir uns im Zentrum. So jedenfalls sah ich es.

Wie groß und welche Ausmaße der Sumpf hatte, konnte ich nicht sagen. Er mußte meiner Ansicht nach jedenfalls gewaltig sein, so daß ich mir wie ein Staubkorn in der Wüste vorkam.

Da war zunächst die Luft. Als großen Vorteil sah ich es an, daß wir sie atmen konnten und sie auch nicht schädlich zu sein schien.

Es blieb in der Lunge kein Stechen zurück, und ich verspürte auch keinerlei Beschwerden im Hals.

Und doch war sie anders.

Ich hatte schon zahlreiche Dimensionen erlebt und kennengelernt, aber noch nie graue Luft gesehen.

Ja, eine graue Luft, die mich an einen Vorhang erinnerte, der trotzdem durchsichtig war, gleichzeitig die Umrisse der Gegenstände in seinem Innern zerfließen ließ.

So sahen wir den Sumpf!

Zwischen und hinter der grauen Luft lag er. Ein düsteres, unheimliches Gebilde. Bestehend aus toten und lebenden Organismen, wobei ich damit die Pflanzen meinte.

Gewaltige Bäume, höher als Häuser, die ihre knorrigen Äste Totenarmen gleich in die graue, düstere Luft reckten, als suchten sie dort nach Halt. Zwischen diesen abgestorbenen Baumriesen wuchsen braungrüne Pflanzen. Manche starr und steif, andere wiederum verfilzt und ineinander verhakt, so daß es so gut wie kein Durchkommen für uns gab, jedenfalls nicht beim ersten Hinsehen.

Ich schaute mir auch den Boden an.

Er war nicht hart, sondern schwammig, weich und nachgiebig. Jeder Schritt federte, und an gewissen freien Stellen, wo keine Bäume wuchsen, schimmerten stinkende Wasserlachen.

Wir selbst standen auf einer kleinen Lichtung und merkten erst jetzt, als sich unsere Sinnesorgane an die ungewohnte Umgebung gewöhnt hatten, daß die Luft um uns herum nie ruhig war.

Ein leichtes, aber ständiges Brausen vernahmen wir und konnten dabei nicht feststellen, wer dieses Geräusch verursachte. Ich tippte dabei auf Tiere, und zwar Insekten, und dachte an die Riesenfliege, die ich mit einem Schuß aus meiner Beretta erledigt hatte. Dabei nahm ich mir vor, mit Kugeln sparsam umzugehen, denn ich wollte versuchen, so viel Munition wie möglich zu sparen.

Wir waren zwar inmitten des Höllensumpfes gelandet, standen aber dennoch auf einer Lichtung. Es war nur ein kleiner Platz, und das dichte, verfilzte, zum Teil abgestorbene Baumwerk umgab ihn wie ein Schutzwall. Rechts von uns gluckerte und spritzte es. Dort hatte sich ein Tümpel gebildet, an dessen Oberfläche dicke Gasblasen zerplatzten, die einen faulig stinkenden Geruch verbreiteten.

Claudine Auber schüttelte sich, als sie ihn wahrnahm. Von der Seite

her blickte sie mich an. »Und es gibt wirklich keinen Weg mehr zurück?« fragte sie.

Ich hob die Schultern. »Das kann man nie sagen. Jedenfalls sollten wir auf alles gefaßt sein.«

»Zum Beispiel?«

Ich wollte ihr nicht jetzt schon Angst machen und schwieg deshalb.

Dennoch dachte ich daran, was man mir versprochen hatte. Ich würde die Geburtsstunde des Schwarzen Tods erleben. Dämonen hielten zumeist ihre Versprechen, aus diesem Grunde war ich auch gespannt, ob uns dies widerfahren würde.

Es hatte keinen Sinn, auf dieser kleinen Lichtung stehenzubleiben.

Wir mußten weiter. Eine Machete stand mir leider nicht zur Verfügung, so blieb uns beiden nichts anderes übrig, als uns mit bloßen Händen durch den Sumpf zu schlagen.

Und noch etwas war mir aufgefallen. Wenn wir uns unterhielten, sprachen wir zwar mit den normalen Stimmen, dennoch hatte sich der Klang verändert. Alles hörte sich dumpf an, wie durch ein Stück Watte gefiltert. Um die normale Lautstärke zu erreichen, mußte ich schon doppelt so laut sprechen wie üblich.

Auch Claudine war dies aufgefallen. Sie fragte nach dem Grund, den ich ihr nicht nennen konnte.

»Möglicherweise liegt es an der Zusammensetzung der Luft«, folgerte sie.

»Kann sein.«

»Und dennoch können wir atmen.« Sie schüttelte den Kopf, als könnte sie dies alles nicht verstehen.

»Claudine, du wirst in dieser Welt noch manches Phänomen erleben, das dir unerklärlich erscheint. Glaub es mir.«

Sie hob die Schultern »Damit muß ich mich wohl abfinden.«

Ich schärfte ihr noch einmal ein, alles so zu nehmen, wie es war, statt große Fragen zu stellen. Für die hier sicherlich vorkommenden Phänomene gab es keine Erklärungen, wenigstens nicht aus logischer und menschlicher Sicht.

Sie nickte ein paarmal. »Wenn du meinst, ich vertraue dir.«

Mit einem aufmunternden Lächeln gab ich ihr zu verstehen, daß es allmählich Zeit wurde.

»Und wo wollen wir hin?«

»Den Sumpf durchforschen.«

»Was hat das für einen Sinn?«

»Es ist unter anderem dazu erforderlich, daß wir unter Umständen einen Weg finden können, wieder in unsere Welt zurückzukehren. Diese Gegend besteht meiner Ansicht nach nicht nur aus Sumpf. Es müssen hier Dinge existieren, die für die spätere Zukunft von großer Bedeutung sind. Wie das im einzelnen aussieht, kann ich dir auch

nicht sagen, aber ich bin sicher, irgend etwas herausfinden zu können.«

Es blieb Claudine nichts anderes übrig, als meinen optimistischen Worten zu glauben, und so machten wir uns auf den Weg.

Die Lichtung überqueren war ein Kinderspiel. Als wir den Rand erreichten, streckte Claudine ihren Arm aus und legte ihre Hand in die meine. So fühlte sie sich sicherer.

Ich suchte nach einer Möglichkeit, die Pflanzenkette zu durchqueren.

Einfach war es nicht. Die Bäume und das gummiartige und sperrige Unterholz reichten bis an die Lichtung heran und bildeten dort einen dicken Wall.

Keine Lücke zu sehen.

Ich nahm meine Hände zu Hilfe. Als ich die ersten Pflanzen berührte und sie zur Seite schob, hatte ich das Gefühl, Hartgummi zwischen den Fingern zu spüren. So wie ich die Zweige gebogen hatte, blieben sie auch stehen und schwangen nicht mehr zurück.

Mit diesem Vorteil hätte ich nicht gerechnet. Er änderte sich auch nicht, so daß es uns relativ leichtfiel, die ersten Meter des Dschungels zurückzulegen.

Umgeben waren wir von einem Summen, Raunen und Wispern.

Sehen konnte ich nichts, denn sobald ich den Kopf hob, zogen sich die uns begleitenden Wesen blitzschnell zurück.

Noch hatten wir kein einziges Tier gesehen. Zudem umgab uns eine Düsternis, die man mit dem Wort graugrün bezeichnen konnte.

Claudine hielt sich stets dicht hinter mir. Manchmal hörte ich sie Worte flüstern, die ich nicht verstand, wahrscheinlich waren sie aus der Angst geboren.

Bisher hatte uns niemand angegriffen. Wenn ich darüber nachdachte, hätte ich das Gefühl haben können, mich irgendwo auf der Erde zu bewegen, in einer verlassenen Ecke der Welt.

Hin und wieder trieben Schwaden über den weichen Boden. Sie waren besonders an den Stellen sehr dicht, die von Tümpeln umgeben waren.

Sie ließen wir aus.

Über unseren Köpfen raschelte es oft genug. Immer wenn wir hochschauten, entdeckten wir nur das graugrüne, ineinander verwachsene Filigran der Zweige und Äste.

Ansonsten war nichts zu merken.

Längst klebte mir die Kleidung am Leib. Ich konnte mir sogar sehr gut vorstellen, daß plötzlich aus der grünen Dschungelhölle ein Mann wie Bandor, der Dämonenjäger, auftauchte und sich zum Kampf gegen feuerspeiende Drachen stellte.

Weder ihn noch Drachen sahen wir und auch nicht die Person, um die sich eigentlich alles drehte.

Den Schwarzen Tod!

Seltsamerweise hielt er sich zurück, oder er konnte nicht erscheinen, weil er noch nicht geboren war.

Wenn ich daran dachte, daß ich die Geburtsstunde meines ersten großen Todfeindes miterleben sollte, wurde mir ganz anders ums Herz.

Noch immer ließen sich die Zweige der Gewächse leicht auseinanderbiegen.

Sie blieben auch weiterhin in der Stellung, in die ich sie gedrückt hatte, so daß wir ziemlich gut vorankamen.

Bis Claudine aufschrie!

Es war ein Angstschrei, der in mir das Blut hochtrieb und mich herumwirbeln ließ.

Wie gelähmt stand die junge Französin auf dem Fleck. Mit dem Rücken hatte sie sich gegen einen Baumstamm gedrückt. Das Gesicht war eine Maske der Angst, die Arme hatte sie ausgebreitet und bewegte sich nicht, denn in Höhe der Ellbogengelenke hatten zwei große Insekten ihren Platz gefunden.

Normalerweise waren sie harmlos. Sie flatterten im Sommer umher und wurden leider immer weniger. Auf der normalen Welt hätte ich mich gehütet, einen Schmetterling zu töten, hier mußte ich es tun, denn aus ihnen waren monsterhafte Wesen geworden.

Die Flügel, braunschwarz wie verbrannte Erde, standen aufrecht.

Die Köpfe hatten sie gesenkt, und ihre Rüssel stachen bereits in die Haut des Mädchens.

Ich dachte an meine wenigen Kugeln, die ich zur Verfügung hatte, und griff zunächst mit bloßen Händen zu. Wie eine Fledermaus ihre Flügel, so hatte ich meine Arme ausgebreitet, damit es mir gelang, beide auf einmal zu packen.

Meine Finger gruben sich in die Flügel hinein und drückten sie zusammen wie alte Kissen.

Ich riß sie mit geballter Kraft weg von den Armen der Französin.

Auch die schmalen Saugrüssel lösten sich dabei. Einige Blutstropfen fielen noch herab, wie an einer dünnen Perlenschnur hängend.

Wuchtig klatschte ich die Tiere gegen einen alten, rissigen Stamm.

Als ich die leeren Hände zurückzog, fielen die Monster nicht mehr zu Boden, sondern blieben am Stamm kleben.

Sie hingen dort wie angeheftet, während ihre Flügel dicke Risse zeigten. Und dann sah ich etwas, das mich erschreckte.

Der Baumstamm, so normal er eigentlich aussah, begann damit, die Tiere zu fressen. Er verschlang sie und sog die Reste in seine dicke, gummiartige und gefährliche Rinde.

Ich stand da, schaute zu und begriff allmählich, was hier geschehen war. In dieser Welt, in diesem Höllensumpf herrschte ein Gesetz. Das

Gesetz des Stärkeren. Wer verletzt oder krank war, wurde radikal von den anderen vernichtet.

So geschah es mit den beiden Riesen-Schmetterlingen, deren Flügel von mir eingerissen worden waren.

Sie veränderten sich dabei. Ihre Haut wurde weich wie der Schlamm, bevor sie schließlich völlig verschwunden waren.

Das Gesetz zu begreifen war nicht schwer, nur an die Folgen zu denken kostete mich Nerven. Sollte der Zufall es wollen, daß Claudine und ich uns verletzten oder wir geschwächt wurden, kannte die Umgebung keinerlei Pardon. Sie würde uns ebenso radikal vernichten, wie die Bäume es mit den Schmetterlingen getan hatten.

Eine scheußliche Sache, über die ich mit Claudine nicht reden wollte.

Sie schaute dorthin, wo die Schmetterlinge einmal gewesen waren, und schüttelte den Kopf.

»Es gibt sie nicht mehr«, sagte ich.

Einen zögernden Schritt trat sie näher. Auf ihrer Haut lag ein dicker Schweißfilm. »Warum?« hauchte sie.

»Das Gesetz des Stärkeren!« Mehr erwiderte ich nicht. Statt dessen schaute ich mir ihre Arme an und sah tatsächlich zwei Punkte in der Haut. Dort hatten die gefährlichen Tiere mit ihren Rüsseln zugestochen.

»Schmerzen die Wunden?« fragte ich.

»Nein!«

»Streck mal den Arm aus.«

Das tat Claudine. Ich drückte an den Stellen, wo die Bisse zu sehen waren, die Haut zusammen. Kleine Blutperlen drangen hervor, die ich mir genau anschaute, aber keinen Unterschied zum normalen Menschenblut feststellen konnte.

»War was?« fragte sie.

»Nein, wohl nicht.«

»Dann können wir jetzt weitergehen?«

»Sicher, hier haben wir nichts mehr verloren.« Ich faßte nach ihrer Hand und zog sie mit.

Das letzte gefährliche Intermezzo hatte mich noch vorsichtiger werden lassen. Wo die Schmetterlinge so plötzlich hergekommen waren, hatte keiner von uns sehen können. Sie waren praktisch aus dem Wirrwarr der Zweige und Äste wie Kugeln gefallen.

Es war nicht festzustellen, ob wir uns dem Zentrum des Höllensumpfs näherten oder dessen Rand. Zum Glück blieb die Erde so hart, daß wir nicht einsanken.

Nur wenn wir die Füße zurückzogen, hörten wir bei jedem Schritt ein Schmatzen, als wollte der Boden dagegen protestieren, daß wir noch weitergingen.

Ich hatte mich stark konzentriert. Nicht nur allein optisch, auch

akustisch. Das machte sich bezahlt, denn mit einemmal merkte ich, daß etwas mit dem Boden geschah.

Er vibrierte.

Sofort blieb ich stehen. Auch Claudine Auber verhielt ihren Schritt und blickte mich erstaunt an.

Ich legte einen Finger auf die Lippen.

Aus diesem Grund stellte sie die Frage auch leise.

»Was ist geschehen?«

Mit dem Zeigefinger deutete ich nach unten und gab ebenso leise die Antwort. »Etwas stimmt hier nicht. Ich habe das Gefühl, als würde der Boden vibrieren.«

Das Mädchen nickte heftig. »Ja, das hatte ich auch, habe aber nichts gesagt.« Sie schaute sich ängstlich um, sah nicht mehr als ich, nur die braungrüne Wand um uns herum, die so tot wirkte und dennoch voller Leben steckte. »Und was sollen wir jetzt machen?«

»Deckung suchen.«

»Wieso?«

»Das Vibrieren wird stärker.« Ich drehte Claudine herum, denn ich hatte in der Nähe einen Baum entdeckt, dessen Stamm nur noch zur Hälfte vorhanden war. Er war trotzdem so dick, daß mehrere Männer nötig gewesen wären, um ihn zu umfassen.

Zu diesem Stamm eilte ich hin. Seine Wurzeln schauten aus dem Boden. Sie erinnerten uns an dunkle, feuchte Schlangen. Durch den Stamm einigermaßen gedeckt, hockten wir uns nieder und waren froh, daß wir es getan hatten, denn Sekunden später schien diese dschungelartige, unheimlich feuchte Nebellandschaft plötzlich von innen heraus zu explodieren.

Das Vibrieren mußte nicht allein von uns vernommen worden sein, sondern auch von den für uns unsichtbaren Tieren, die überall versteckt zwischen den Bäumen hockten.

Urplötzlich lösten sie sich von ihren Plätzen. Wir stellten fest, daß der Dschungel fast nur von Insekten und insektenartigen Wesen bewohnt war.

Fliegen, Schmetterlinge, Mücken, vielleicht auch Hummeln oder Wespen tosten durch die Luft, waren sich wegen ihrer Größe gegenseitig im Weg und flogen in eine bestimmte Richtung.

Manche, die nicht so schnell waren, klatschten gegen die Stämme der Bäume, verletzten sich dort und wurden von der dicken Rinde gefressen.

Uns griff man nicht an. Zudem hatten wir uns gegen den feuchten Boden gepreßt, der den Moder der Jahrtausende ausatmete und uns fast die Luft raubte.

Wie lange es dauerte, konnten wir nicht sagen, aber das Brausen und Summen wurde schwächer.

Dafür hörten wir ein anderes Geräusch.

Noch weit entfernt, nicht genau zu identifizieren, aber dennoch als dumpfes Trommeln hörbar.

Es glich schon einem mächtigen Schlagen auf dem weichen Boden.

Dieses Geräusch wurde gleichzeitig als Echo und als Vibration fortgepflanzt, so daß es auch unsere Ohren erreichen konnte.

Wir hatten uns wieder ein wenig aufgerichtet, knieten jetzt und schauten an der Seite des Baumstamms vorbei in die Richtung, aus der das Geräusch drang und immer lauter wurde.

Schon hörten wir das Knacken und Brechen von Zweigen. Jemand mußte diese gummistarken Arme mit einer wahren Brachialgewalt kappen, denn daß dafür starke Kräfte verantwortlich waren, konnte ich mir nur zu gut vorstellen.

Nicht allein der Untergrund zitterte jetzt, auch die blutjunge Französin neben mir. Sehr deutlich hatte sich ihre Angst gesteigert. Die Hände hielt sie zu Fäusten geschlossen, ihre Lippen bebten, und erst als ich ihr beruhigend eine Hand auf den Rücken legte, wurde das Zittern schwächer. Auch ihr Atem beruhigte sich.

»Wir liegen hier gut«, sagte ich, obwohl ich selbst nicht so recht davon überzeugt war.

Ein Erdbeben war es nicht, auch kein Aufplatzen des Sumpfes, obwohl es sich fast so anhörte.

Das Grauen kam.

Mit Urgewalt näherte es sich uns Menschen. Die dschungelartige Landschaft schien in ihren Urfesten zu erbeben. Wir merkten das Schlingern der Zweige und Äste, und als ich den Kopf hob, um mehr erkennen zu können, vernahm ich auch das überlaute Schnauben.

Im nächsten Augenblick zuckten Feuer und Rauch durch die Lücken zwischen den Baumriesen. Lange Flammenzungen bewegten sich wie dicke, feurige Bündel, trafen auf Widerstände und verkohlten in Sekundenschnelle die noch lebenden Äste und Zweige.

Sie verdorrten, zogen sich zusammen und hingen toten, fauligen Fingern gleich von den Bäumen.

Es war unwahrscheinlich.

Noch konnte ich nicht erkennen, wer sich hinter dem Vorhang aus Feuer und Rauch verbarg, doch wenig später schon schälten sich die Gestalten hervor.

Ich vergaß das Atmen.

Mit allem hatte ich gerechnet, hätte ich auch rechnen müssen, aber ich war so auf andere Themen fixiert, daß ich an diejenigen, die hier in wilder Kavalkade durch den Höllensumpf preschten und eine Apokalypse des Schreckens heraufbeschworen, nicht gedacht hatte.

Es waren alte Bekannte.

Die vier Horror-Reiter!

***

Geduckt und wie angewachsen mit dem weichen Sumpfboden stand ich da, schaute nach vorn und konnte nicht begreifen, daß sich ausgerechnet diese apokalyptischen Reiter aus dem Inferno aus Feuer und Rauch hervorschälten.

Vier Horror-Reiter.

Und sie hatten einen Namen.

AEBA!

Nie würde ich sie vergessen, denn ich hatte gegen sie gekämpft und sie vielleicht auch im Kloster St. Patrick, wo mein Freund Pater Ignatius lebte, zerstört.[3]

Wie gesagt, nur vielleicht…

In der Vergangenheit lebten sie, und ich erinnerte mich daran, daß sie zu den unheimlichen Begleitern des Schwarzen Tods gehört hatten. Sie waren gewissermaßen seine Leibwächter gewesen, um ihn vor den Gefahren zu schützen, die ihm unter Umständen drohen konnten.

AEBA!

Nicht umsonst trugen sie diesen Namen, denn sie hatten zwar dem Schwarzen Tod zur Seite gestanden, tatsächlich aber diente jeder von ihnen einem Dämon, dessen erster Namensbuchstabe auf dem Brustpanzer stand.

A für Astaroth E für Eurynome B für Bael A für Amducias Ein Quartett des Grauens waren diese Dämonen. Bis auf Bael hatte ich bisher nicht unmittelbar mit ihnen zu tun gehabt, dafür mit den grauenvollen Horror-Reitern.

Als Bumerang und Kreuz ihre gemeinsamen Kräfte entfalteten, war es den beiden Waffen gelungen, die Reiter in die Unendlichkeit der Dimensionen zu schleudern, wo sie Zeit genug gehabt hatten, sich für eine Rückkehr vorzubereiten.

Sie kamen zurück, wollten sich grausam rächen, aber mir war es gelungen, ihnen ein Schnippchen zu schlagen. Vielleicht hatte sie abermals der Tunnel der Zeiten geschluckt, und ich erinnerte mich wieder an ihr düsteres Versprechen, das sie mir gegeben hatten, als sie zum zweitenmal von mir besiegt worden waren.

»Wir kommen zurück, John Sinclair. Hüte dich…«

Das hatten sie mir damals auf dem Hof des Klosters St. Patrick gesagt.

Nur hier erlebte ich sie nicht allein in ihrer gesamten Grausamkeit und Wildheit, sondern auch in der Vergangenheit.

Wo sie hergeritten waren und noch herritten, hinterließen sie nur verbrannte Erde.

Die Apokalypsen wurde von keinen Wesen so deutlich in Szene gesetzt wie von diesen Horror-Reitern. Sie verbreiteten neben dem sichtbaren auch einen unsichtbaren Schrecken, denn ich spürte, daß

sich mein Kreuz auf der Brust zum erstenmal regte, seit wir diese unheimliche Welt betreten hatten. Allmählich erwärmte es sich, wurde aber nicht so heiß, daß es auf meiner Haut hätte brennen können.

Diese Erwärmung gab mir so etwas wie Hoffnung, denn mit dem Kreuz und meinem Bumerang war es mir gelungen, die Reiter und den Schwarzen Tod zu besiegen.

Sie ritten wie der Teufel.

Auf pechschwarzen Pferden saßen sie. Die Nüstern der Tiere entließen Flammen und Rauch. Feurige Schleier huschten durch den Wald, verbrannten und schufen den vier Reitern so einen Weg. Was nicht von den Flammen zerstört wurde, das walzten die Hufe der vier Tiere einfach nieder oder schlugen es zur Seite.

Pechschwarz waren auch ihre Gestalten. Von den Gesichtern konnte ich nichts erkennen, weil sie hinter ebenfalls dunklen Masken verborgen lagen. Nur die Buchstaben auf ihren dunklen Brustpanzern glühten in einem dunklen Rot, als wäre es dort wie mit einem Brandeisen eingekerbt worden.

Waffen trugen sie auch. Es waren lange Lanzen, die sie auch schon gegen mich eingesetzt hatten. Mit ihnen räumten sie die letzten Hindernisse aus dem Weg, oder schleuderten ihre Schilder gegen die Reste der Bäume und Pflanzen.

Das Grauen kam, und niemand konnte es stoppen. Hätte ich mich ihnen jetzt entgegengestellt, wäre ich mit einem Selbstmörder zu vergleichen gewesen. So hoffte ich, daß uns die vier gefährlichen Reiter der Apokalypse nicht entdeckten.

Sie rasten weiter und trieben ihre pechschwarzen Tiere dabei erbarmungslos an. Normale Tiere wären längst zusammengebrochen, diese nicht. In der Hölle schienen sie geboren und aufgewachsen zu sein, jedenfalls konnte man ihre Kraft und Stärke als unwahrscheinlich bezeichnen.

Nebeneinander ritten sie her. Die aus vier Tieren und Körpern bestehende Linie war fast schnurgerade, und mit den Griffen der Lanzen hämmerten die Reiter gegen die Körper der schwarzen Pferde, um sie zu noch schnellerer Gangart anzutreiben.

Uns streifte der Hauch der Hölle.

Es waren die heißen, aus Nüstern und Mäulern dringenden Feuerzungen, die diese unnatürliche Hitze verbreiteten und nicht weit von uns entfernt entlanghuschten, um ihre Ziele zu finden.

Wo sie auftrafen, hörten wir das Platzen, Brechen und Splittern.

Flammeninseln entstanden, verlöschten wieder und hinterließen eine schwarze, tote Natur.

Sie donnerten vorbei.

Die Hufe der Tiere dröhnten wie schwere Hämmer auf den Boden.

Grassoden flogen in die Höhe. Herausgerissen von den sich rasend

schnell bewegenden Hufen.

Feuer und Rauch hüllte alles ein, was sich in ihrer Nähe befand.

Uns wurde von diesem nach Schwefel und Pest riechenden Rauch der Atem geraubt.

Endlich waren sie vorbei.

Wir aber blieben noch liegen und warteten so lange, bis das Donnern der Hufe in der Ferne verklungen war oder die Geräusche vom dicht wachsenden Dschungel verschluckt wurden.

Der Spuk war vorüber…

Zu begreifen war es für das Mädchen kaum. Ich half Claudine auf die Füße. Sie schaute mich mit einem Blick an, der nach innen gekehrt war und darauf schließen ließ, daß sie über das erlebte Phänomen nachdachte.

»Was… was war das?« Ihre Stimme klang tonlos, als sie mich dies fragte.

»Die Horror-Reiter!«

»Du kennst sie?«

»Ja, es sind die, die man auch die Reiter der Apokalypse nennt und die das Unheil über die Menschen gebracht haben. Albrecht Dürer hat darüber ein berühmtes Bild gemalt. Ich weiß nicht, ob du es kennst.«

»Ja, das kenne ich«, erwiderte das Mädchen. »Und die gibt es wirklich?« setzte sie noch eine Frage nach.

»Du hast sie eben gesehen.«

Claudine atmete sehr tief ein. Dabei schloß sie die Augen. Ich sah sie wanken und stützte sie ab. Es war auch schwer für sie, so etwas zu begreifen, und ich dachte daran, wie ich den Horror-Reitern zum erstenmal begegnet war. Auch mich hatte der Anblick damals geschockt.

Wir hatten Glück gehabt, daß wir hinter dem Baumstamm Deckung gefunden hatten. Wären wir dort stehengeblieben, wo wir zuerst gewesen waren, hätten uns die Tiere buchstäblich zu Boden geritten.

Von uns wäre nicht viel zurückgeblieben.

Ich schaute dorthin, wo die vier verschwunden waren. Auch das Mädchen folgte meinem Blick. Ihrem Mund entrang sich ein »Mein Gott, welch eine Verwüstung.«

Da hatte Claudine recht.

Wo die Reiter hergeritten waren, erkannten wir eine Spur aus Tod, Vernichtung und Grauen. Die aus den Mäulern und Nüstern schlagenden Flammen hatten alles, was sich ihnen in den Weg stellte, verbrannt. Wenn Bäume oder andere Gewächse standen, waren es nur mehr schwarze verkohlte Klumpen oder Reste, wie sie in eine Landschaft nach dem großen Atomkrieg gepaßt hätten.

Furchtbar…

Hin und wieder flackerten noch kleine Brände auf. Die Gegenstände,

die sie verbrannten, erzeugten Qualm, der, von einem für uns kaum spürbaren Wind getragen, uns entgegenwehte und einen Gestank abgab, als wäre dieser in der Hölle entstanden.

Tote, verbrannte Erde…

Aber irgendwann würde sich der Sumpf oder der Dschungel wieder erholen und mit seiner schnell wachsenden Pflanzenwelt all das verdecken, was verbrannt worden war.

»Hast du denn eine Erklärung für das Auftauchen dieser Reiter?« fragte mich Claudine.

»Nein, die habe ich nicht. Ich kann darüber nur mehr spekulieren.«

»Und was wäre das?«

»Es ist möglich, daß uns die Reiter zu unserem eigentlichen Ziel führen.«

»Was wäre denn das?«

»Der Geburtsort des Schwarzen Tods!«

Verständnislos blickte sie mir ins Gesicht und hob dabei die Schultern.

»Ich habe den Namen schon gehört. Was ist denn so Schlimmes an dem Schwarzen Tod?«

»Für dich, Claudine, möchte ich hoffen, daß du ihn niemals so sehen wirst, wie er wirklich ist.«

»Sag es mir trotzdem.«

Ja, es war besser, wenn ich das tat. Dann würde ihr Erschrecken später nicht so gewaltig sein.

»Der Schwarze Tod ist ein gewaltiges, unheimliches, übergroßes, dunkles Skelett. Der Sage nach sollen ihn mächtige Dämonen, die Großen Alten, erschaffen haben. Seine Blütezeit erlebte der Schwarze Tod in dem längst versunkenen Kontinent Atlantis. Aber er hat versucht, seine magische Kraft hinüber in unsere Zeit zu retten, und es ist ihm auch gelungen. Ich kämpfte einige Monate gegen ihn, bis es mir gelang, ihn zu vernichten.«

»Und jetzt sollen wir seine Geburt erleben?«

»So sieht es aus, denn du darfst nicht vergessen, daß wir uns tief in der Vergangenheit befinden.«

»Das ist es ja, was ich noch immer nicht fassen kann«, gab das Mädchen leise zu.

So sehr mich das Auftauchen der Horror-Reiter im ersten Augenblick auch erschreckt hatte, ich gewann diesen Dämonen eine positive Seite ab. Wenn wir ihrer Spur nachgingen, würde sie uns bestimmt ans Ziel führen.

Das sagte ich auch Claudine. Jetzt lächelte sie sogar, bevor sie die Antwort gab. »Ich glaube, uns bleibt nichts anderes übrig.«

»Das stimmt leider.« Als ich sie anschaute, wurde ich an eine junge Frau namens Claudia Darwood erinnert. Mit ihr zusammen hatte es

mich in die gnadenlose Welt des Dämons Okastra verschlagen. Auch sie hatte mir zur Seite gestanden – und überlebt.[4]

Hoffentlich brachte ich auch dieses Mädchen sicher nach Hause.

Die Spur der Horror-Reiter war einfach nicht zu übersehen. Die vier hatten eine regelrechte Bresche in den Dschungel geschlagen.

Kein aufrecht stehender Baum hinderte uns mehr an einem Weiterkommen.

Schwelbrände glosten wie große, rötlich schimmernde, am Boden liegende Augen. Rauch und Qualm krochen aus ihnen hervor, trieben schleierhaft über die verbrannte Erde und gaben einen entsetzlichen Geruch ab. Es war ein Horrorland.

Kein Riesenschmetterling, keine mutierte Mücke oder Fliege bekamen wir zu Gesicht, nur eben die apokalyptische Leere der toten Natur. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß sich der Schwarze Tod hier in dieser Landschaft wohl gefühlt hätte, denn er liebte die Leere, das Ausgelöschtsein des Lebens und der Existenz.

Der Boden war auf der Oberfläche warm. Darunter kühler. So entstanden Nebel, die sich zwischen den Resten der Pflanzen und Bäume wie grauweiße Leichentücher hingen.

Wenn ich den Blick hob und in die Ferne schaute, sah ich hin und wieder das rote Aufleuchten. Es zeigte uns an, daß die Horror-Reiter nicht gestoppt hatten, sondern tiefer in den Dschungel hineinritten, um noch mehr zu zerstören. Rechts und links der Bresche wuchs der Dschungel. Dort war alles normal, und von diesen Stellen aus hörten wir das Summen der Rieseninsekten.

Manchmal sahen wir sie auch über den Kronen der dichten Bäume schwirren, aber sie trauten sich nicht, über die verbrannte Erde und zu uns zu fliegen, so daß wir unseren Weg unbehelligt fortsetzen konnten.

Irgendwann verschwanden auch die letzten Spuren der Horror-Reiter.

Ob sie die Düsternis endgültig geschluckt oder sie das Ziel erreicht hatten, wußte ich nicht zu sagen.

Ich hoffte auf letzteres. Claudine Auber hielt sich gut. Sie ging mit mir auf einer Höhe. Hin und wieder vernahm ich eine Bemerkung über den Sumpf und über die für sie unbegreifliche Welt.

Das Licht hatte sich nicht verändert. Weiterhin lag es wie ein grauer Schatten über uns. Wenn wir gegen das schauten, was der Himmel sein sollte, sahen wir eine düstere Fläche ohne Sonne, Mond oder Sterne.

Zwei Menschen schritten durch eine tote, abgestorbene, verbrannte Landschaft. Wir waren einsame Wanderer in einer Umwelt, die uns feindlich gesonnen war.

Das merkten wir sehr bald.

Claudine war es, die die Gestalten entdeckte. Sie blieb stehen und

faßte nach meinem Arm. »Da vorn ist doch etwas«, hauchte sie und streckte den Finger aus.

»Wo?«

»Da, bei den Nebeln!«

Ich verhielt ebenfalls meinen Schritt. Es gab tatsächlich eine Stelle, wo sich Nebel oder Rauch verdichtet hatten und eine grauschwarze Wolke bildeten.

Wenn ich genauer hinsah, entdeckte ich Umrisse innerhalb der Wolke.

Es hätte durchaus ein Mensch sein können. Ich bedeutete meiner Begleiterin, auf der Stelle stehenzubleiben und näherte mich der Wolke.

Die Beretta hatte ich gezogen, und als ich näher heran kam, wurden meine Augen allmählich größer.

Bisher hatte ich kein menschliches oder monströses Lebewesen gesehen. Nun aber wurde mir so ein Wesen präsentiert, und es war aus dem Sumpf gekommen. Ein leichter Windzug fuhr herbei, fuhr in die Wolke hinein und vertrieb sie.

Jetzt sah ich das Wesen klar.

Es war eine fürchterliche Gestalt. So groß wie ich, dabei ohne Arme und Beine. Wie ein hochkant stehender Stein mit Augen wirkte es, als es auf dem Boden wuchs, und es schwankte von einer Seite auf die andere.

Ich ging noch näher heran, blickte direkt in das Gesicht und glaubte sogar, menschliche Züge zu erkennen, obwohl Körper und Gesicht sich kaum unterschieden.

Einen Schritt vor dem Wesen blieb ich stehen. Die Reste des Rauchs hüllten mich ein, sie raubten mir auch einen Teil des Atems.

Ein paarmal mußte ich husten, bis ich mich überwunden hatte und das Wesen ansprechen konnte.

Es war nur ein Versuch. Mit einem Erfolg rechnete ich kaum. Daß ich eine Antwort erhielt, war für mich überraschend, denn ich hörte eine wispernde und gleichzeitig weit entfernt klingende Stimme.

»Fliehen, Fremder, du mußt fliehen…«

Das Wesen redete in einer anderen Sprache. Es gehörte zu den für mich nicht faßbaren Phänomenen, daß ich es dennoch verstand und eine Frage stellen konnte.

»Wer bist du?«

»Es ist nur mein Geist, der zu dir spricht. Der Körper hat keine Stimme mehr. Wer den Reitern der Apokalypse im Wege steht, wird verbrannt.«

»Du hast hier gelebt?« fragte ich.

»Ja, ich habe im tiefen Sumpf gesteckt wie in einem Grab. Ich kann die Zeiten nicht erfassen, in denen mir dies alles widerfahren ist, aber

es kamen die Reiter, und ihre Kraft drang in den Sumpf hinein, um mich zu verbrennen. Ich bin tot.«

»Trotzdem kannst du reden.«

»Es ist allein mein Geist, der in dieser Welt weiterhin gefangen bleibt. Der Körper ist vergänglich, der Geist ist es nicht. Er wird eingehen in den gewaltigen Kreislauf der Ewigkeit.«

Hinter mir hörte ich die Schritte des Mädchens, als es auf mich zukam.

»Mit wem redest du?« fragte sie mich.

Ich hob nur die rechte Hand. Ein Zeichen, daß ich mit Claudine im Moment keine Unterhaltung wünschte.

Sie hielt sich auch zurück, so daß ich mich wieder auf das Wesen konzentrieren konnte. Allein sein Aussehen wurde durch die Worte bestätigt. Es mußte in der Tiefe gesteckt und das Grauen der Horror-Reiter gespürt haben, denn es wirkte tatsächlich verbrannt. Ich wurde dabei an eine Mumie erinnert, nur die Augen schimmerten innerhalb der Masse wie blasse Flecken. Seltsamerweise hatten sie den Angriff überstanden.

»Wird er heute erscheinen?« fragte ich.

»Meinst du den Schwarzen Tod?«

»Ja.«

»Man spricht davon, Fremder. Der Sumpf hat es geflüstert und ausgesprochen. Er wird bald sein Geheimnis entlassen, denn lange Zeit hat es gedauert, um das Ereignis vorzubereiten. Die Reiter haben bereits ihren Weg gefunden und eine verbrannte Spur hinterlassen. So steht es in den nie geschriebenen, uralten Legenden. Aber wir wissen Bescheid. Wir leben in den Tiefen des Höllensumpfs, sind weder Mensch noch Tier, sondern die Sumpfwesen…«

»Seid ihr auch Feinde der Menschen?«

»Manchmal«, wurde mir erklärt. »Manchmal sind wir die Feinde der Menschen.«

»Und dann?«

»Müssen wir sie töten…«

»Weshalb tötest du mich nicht?«

Ich hörte das Lachen des Geistes. Innerhalb der Gestalt selbst bewegte sich nichts. Dort klaffte kein Spalt, der eventuell einen Mund hätte darstellen können. »Ich hätte dich vielleicht getötet, aber der Sumpf ist dir und deiner Begleiterin gnädig gestimmt. Ihr werdet das Grauen erleben, und so etwas ist schlimmer als der Tod. Denn so steht es geschrieben. Die Geburt des Wesens ist ein Höhepunkt der Schwarzen Magie.«

Da hatte dieses Wesen verdammt recht. Ich fragte mich, in was ich es überhaupt einordnen konnte. »Bist du ein Mensch?« wollte ich wissen.

Ich vernahm ein hohes Lachen. »Ein Mensch? Was sind Menschen? In

dieser Welt gibt es sie vielleicht nicht. Sie ist völlig anders, wo der Schwarze Tod seine Geburtsstunde erleben wird. Das kannst du mir glauben.«

»Und wo wird das sein?«

»In einer Stadt.«

Jetzt hatte mich dieses Wesen doch überrascht. »Eine Stadt hier im Sumpf?«

»Ja, das gibt es, denn der Höllensumpf verdeckt und gibt sie frei, wann immer er will. Vor allen Dingen dann, wenn große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen. Es ist die Stadt der Goldenen. Du wirst dort den Skeletten begegnen…«

Ich hörte überhaupt nicht mehr hin. Da hatte ich die Verbindung.

Um die goldenen Skelette war es mir letztendlich gegangen, denn durch sie sollte es eine Möglichkeit geben, Jane Collins wieder zum Leben zu erwecken. Vielleicht sogar ohne den Geist des Rippers.

Wenn ich ehrlich war, mußte ich zugeben, daß ich bisher die goldenen Skelette durch die Ereignisse vergessen hatte, aber dieses aus dem Sumpf hervorgekrochene Wesen erinnerte mich wieder daran.

Ich schluckte ein paarmal, weil ich meine Überraschung so verdauen wollte.

»Weißt du nun Bescheid?« hörte ich die Frage.

»Ja, aber sag mir mehr…« Ich trat einen Schritt vor und legte meine Hand gegen das Sumpfwesen.

»Nein, nicht…«

Es war zu spät. Ich hatte es bereits berührt, und mir wurden die Folgen dieser Berührung drastisch vorgeführt. Als wäre es Tausende von Jahren alt und hätte nur auf diesen Kontakt gewartet, so brach es unter dem leichten Druck meiner Hand zusammen. Es fiel ineinander, und der Staub rieselte fahnengleich auf den braunschwarzen, glänzenden Sumpfboden.

Wie aus dem Jenseits kommend vernahm ich noch eine leise Stimme.

»Du hättest mich nicht berühren dürfen. Niemand darf mich berühren. Es ist verboten, einen Sträfling anzufassen. Nun ist es zu spät. Meine Existenz verlischt, auch der Geist vergeht. Wir Goldenen reagieren eben anders, völlig anders…«

Danach hörte ich nichts mehr. Ich stand da und starrte zusammen mit Claudine Auber auf den Staub.

Was hatte dieses Wesen gesagt? Wir Goldenen reagieren anders.

Gehörte es ebenfalls dazu? Auch von einem Sträfling hatte es gesprochen. Möglicherweise war es sogar einmal ein goldenes Skelett gewesen und man hatte es, aus welchen Gründen auch immer, in den Sumpf verbannt, wo es bis zu seinem Ende dieses Dasein fristen mußte.

Ich spürte, daß sich auf meinem Gesicht eine Gänsehaut gebildet

hatte.

Die Haut auf meinem Rücken war mit kaltem Schweiß bedeckt, und in der Kehle saß ein dicker Kloß.

Vor meinen Füßen lag eine Wolke aus Staub. Schimmerte sie nicht auch golden?

Vielleicht spielte mir die Einbildung einen Streich. Als ich Claudines Berührung an der Hüfte spürte, erwachte ich wie aus einem tiefen Traum und drehte mich um.

»Du sollst dir keine Sorgen machen, John«, sagte sie. »Das Wesen hat dir schon viel erzählt. Mehr als du zu hoffen gewagt hast.«

»Ja, möglich.« Ich lächelte und schaute über den schwarzen, verbrannt wirkenden Sumpf.

Nirgendwo eine Spur von Leben. Das Wesen, das zu mir gesprochen hatte, schien das einzige gewesen zu sein, obwohl ich fast sicher war, daß unter der Oberfläche noch andere lauerten.

»Ich habe es auch verstanden«, flüsterte Claudine. »Mein Gott, wie seltsam.«

»Vieles, was hier geschieht, ist für uns unerklärbar«, gab ich zu.

»Aber wir haben jetzt ein Ziel.«

»Du meinst die Stadt?«

»So ist es. Wir müssen sie finden.«

»Aber eine Stadt aus Gold?« fragte das Mädchen voller Zweifel.

»Ich weiß, es klingt unwahrscheinlich, dennoch ist es möglicherweise eine Tatsache. In dieser Dimension oder Welt ist man vor Überraschungen nie sicher. Wir können froh sein, daß wir es bisher geschafft haben, den Höllensumpf zu durchqueren.«

»Da hast du recht.«

Ich legte ihr meine Hand auf die Schulter: »Laß uns gehen, ich möchte die Geburt des Schwarzen Tods trotzdem erleben.«

»Und du fürchtest dich nicht?«

»Weshalb? Kann es noch schlimmer kommen? Dort, wo er entsteht, existiert ein Zentrum der Schwarzen Magie. Vielleicht können wir uns diese Magie zunutze machen und sie umkehren?«

Erstaunt schaute mich das Mädchen an. »Woher nimmst du nur deinen Optimismus, John?«

»Ich habe schon Schlimmeres erlebt.«

Nach dieser Antwort schwieg sie. Claudine tat das, was vernünftig war. Sie nahm alles so hin, wie es kam. Ich hoffte, ihr durch meine Worte so etwas wie Hoffnung gegeben zu haben.

Und so gingen wir weiter.

Die verbrannte Erde war fester geworden. Wahrscheinlich hatte die Hitze des Feuers die Flüssigkeit aus dem Boden gesaugt. Auf dieser Fläche und zwischen den rechts und links stehenden Dschungelwänden des Sumpfes hielt sich der starke Geruch.

Wir kamen uns vor wie in der Einsamkeit verschollen, denn niemand zeigte sich mehr. Nicht einmal eine Riesenraupe, wie wir sie aus dem Schacht kannten.

Die Zeit war bedeutungslos für uns geworden. Daß wir unser Ziel irgendwann einmal erreichen würden, war uns längst klargeworden.

Und tatsächlich geschah dies.

»Da ist es!« hauchte Claudine.

Beide blickten wir nach vorn.

Nach wie vor sahen wir dort den grauen Himmel über einer verbrannten Erde. Aber an dem von uns aus gesehenen Horizont entdeckten wir etwas anderes.

Einen goldenen Schein!

»Ja«, erwiderte ich und schaute Claudine Auber dabei fest an.

»Das ist unser Ziel…«

***

»Wir haben dich endlich, Chinese. Jetzt gehörst du zu uns, zu Atlantis.«

Es waren klare und gleichzeitig eindrucksvolle Worte, die Maria Canotti gesprochen hatte, und Suko mußte sie hinnehmen, wobei es ihm nichts mehr ausmachte, denn die Magie der anderen war auch auf ihn übergegangen und hielt ihn fest.

Er saß da, schaute die Familie an und entdeckte auf allen drei Gesichtern das Lächeln.

Die beiden Männer trugen ihre Brillen nicht mehr. Statt dessen sahen sie aus, als hätten sie sich goldene Masken über die Schädel gestülpt.

Ihre Blicke waren starr auf den gerichtet, der neu zu ihnen gestoßen war. Er würde nicht mehr entkommen, die Magie eines uralten Kontinents hielt ihn fest umklammert.

Suko konnte nichts antworten. Er wußte, was mit ihm geschehen war, und er versuchte, klar und nüchtern zu denken.

Das fiel ihm sehr schwer. Nicht allein sein Körper hatte sich verändert, auch sein Inneres schien umgedreht worden zu sein. Er wehrte sich nicht mehr gegen das, was er sah und zu dem er geworden war. Es war ihm gleichgültig.

Das erschreckte ihn so stark.

»Und was wollt ihr von mir?« erkundigte er sich mit leiser, beinahe schon flüsternden Stimme.

»Wir werden dich mitnehmen«, erklärte Romano Canotti.

»Wohin?«

»Zum Flugzeug.«

»Und dann?«

»Wirst du das kennenlernen«, sagte Luigi, »was für uns Goldene das Höchste ist. Wie für den normalen Menschen das ewige Leben, so gibt

es auch für uns Goldene etwas, das wir anstreben. Es liegt in der Vergangenheit und bietet uns eine Heimat. Aber wir werden dort nicht ohne Gastgeschenk erscheinen, und das müssen wir uns zuvor holen.«

Suko hatte zuvor richtig nachgedacht, als er fragte: »Ist es vielleicht der Würfel?«

»Ja, es stimmt.«

Nein, das kannst du nicht zulassen. Du mußt es verhindern. Sie dürfen nicht an den Würfel herankommen. Gewissermaßen aus den Tiefen seines Unterbewußtseins meldete sich diese warnende Stimme, deren Existenz ihm gleichzeitig bewies, daß der Chinese noch nicht voll in den magischen Kreislauf der Goldenen integriert war.

Die Stimme hatte den Anstoß gegeben, und Suko wollte seinen Vorsatz in die Tat umsetzen.

Das gelang nicht. Als er versuchte, sich aus dem Sessel zu drücken, stellte er fest, daß er viel zu schwer geworden war, um dieses zu schaffen. Er hatte die Arme angewinkelt, sie lagen auf den Lehnen des Sessels, und er selbst hatte nicht die Kraft, sich aus dem Sitzmöbel zu drücken.

Das leise Lachen der Maria Canotti klang ihm entgegen. »Ich weiß, was du vorhast, aber es wird dir nicht gelingen. Du kannst uns nicht mehr hintergehen. Wir haben dich unter Kontrolle. Wolltest du nicht aufstehen?« fragte sie und verspottete ihn gleichzeitig, als sie sich mit einer lässig wirkenden Bewegung in die Höhe schob und vor dem Sessel stehenblieb. »So macht man das«, erklärte sie. »Es ist ganz einfach. Aber so weit bist du noch nicht, Chinese. Vielleicht wirst du auch nie so weit kommen. Es liegt allein an dir.«

»Was verlangt ihr?«

»Wir werden dich mitnehmen, wenn wir den Würfel holen. Ihn bringen wir als Geschenk in eine Welt, die von den Menschen längst vergessen worden ist.«

»Nach Atlantis?«

»Sehr richtig. Dorthin schaffen wir den Würfel. Er war schon in der Zukunft, aber er soll in der Vergangenheit seinen Platz finden und dafür Sorge tragen, daß er entstehen kann.«

»Wen meinst du damit?«

»Ich spreche von einem mächtigen Dämon. Die Zeiten haben sich für uns verschoben. Es spielt keine Rolle mehr, was Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft ist. Wir werden aus dem, was für uns Gegenwart und für Atlantis Zukunft ist, in die Vergangenheit reisen und uns dort bestimmt wohl fühlen. Dabei kann uns allein der Würfel helfen, wenn du verstehst, was wir meinen.«

»Ich werde es schon begreifen!«

»Dann steh auf!«

Das tat Suko auch, und er wunderte sich, wie gut es plötzlich

klappte.

Zwar nicht so geschmeidig, wie er es gewohnt war, dennoch hatte er keine großen Schwierigkeiten mehr. Er drückte die Knie durch und blieb vor dem Sessel stehen.

Die anderen schauten ihn an.

Lächelnd, wissend. In ihren Augen verbarg sich nur mühsam der Triumph, den sie spürten. Ihre Lippen bildeten Striche und waren in die Breite gezogen. In dieser Pose wirkten sie tatsächlich wie Figuren aus irgendeiner Fantasy-Welt.

Auch Suko sah sich nicht anders. Für ihn war klar, daß er nicht auf ihrer Seite stand, aber er konnte nichts gegen sie unternehmen, denn er war einfach zu schwach.

Das auf seinem Körper liegende Gold hatte sein Gewicht. Er wunderte sich überhaupt, daß er noch so gut atmen konnte, denn die Zellen auf der Haut waren allesamt verstopft.

Durch Mund und Nase saugte er die Luft ein.

»Wir werden nicht zu Fuß hingehen, sondern einen Wagen nehmen«, erklärte ihm Romano Canotti. »Ich möchte es dir noch einmal sagen. Auch wenn du selbst ein Goldener bist, zu uns gehörst du nicht. Du bist kein Diener der Skelette, die unser Leben so verändert haben. Solltest du versuchen, gegen unseren Willen zu arbeiten, werden wir dich töten, das kann ich dir versprechen.«

Suko traute es diesem Mann zu, daß er kurzen Prozeß machte.

Deshalb sagte er auch nichts, sondern schloß sich der Familie Canotti an. Bevor sie allerdings gingen, löste Maria ihre Waffe vom Gürtel.

Sie behielt die ebenfalls golden gewordene Bola in der Hand und schwang sie wie ein Cowboy sein Lasso. »Wenn ich will«, flüsterte sie scharf, »und du nicht so spurst, wie ich es von dir verlange, wird dir meine Bola den Schädel zerschmettern. Hast du verstanden?«

»Natürlich.«

»Dann geh!«

Sie verließen das Zimmer. Romano und Luigi hatten die Spitze übernommen, während Maria Canotti hinter dem Chinesen die Bola wurfbereit hielt.

Wieder mußten sie die Treppe hinab. Suko stellte fest, daß es ihm nicht leichtfiel, die einzelnen Stufen zu nehmen. Seine Kniegelenke bereiteten ihm Schwierigkeiten, und jedesmal, wenn er einen Fuß anheben mußte, bedeutete dies eine gewisse Kraftanstrengung.

Es war eine seltsame Prozession, die sich durch das Schloß bewegte.

Goldene Menschen, die aussahen wie Figuren. Hätte man es jemandem erzählt, der andere hätte es wohl nicht geglaubt.

In der Halle glühte noch das Feuer im Kamin. Leichter Rauchgeruch trieb durch den großen Raum.

Suko freute sich, daß er ihn wahrnehmen konnte. So hatte er sein

Empfinden als Mensch nicht verloren, auch wenn er kaum mehr fühlte.

Bisher hatten ihm die Canottis noch nicht mitgeteilt, was sie genau mit dem Würfel des Unheils vorhatten. Suko ging davon aus, daß sie ihn für irgendein Experiment brauchten, das nicht auf der Erde und in der Gegenwart stattfand, sondern im alten Atlantis.

Nur – welches Ereignis sollte der Würfel beschleunigen? Und was geschah, wenn man ihn der ehemaligen Detektivin wegnahm?

Würde sie dann endgültig sterben?

Diese Möglichkeit durfte der Inspektor auf keinen Fall ausschließen.

Er wußte, daß sein Freund John Sinclair noch an dieser Frau hing und alles zu ihrer Rettung unternahm, deshalb mußte auch Suko so reagieren.

Er und die Familie Canotti hatten mittlerweile das Schloß verlassen.

Romano Canotti entfernte sich. Nach rechts ging er weg, während Maria und Luigi bei ihrem Gefangenen blieben und Suko keinen Moment aus den Augen ließen.

Vor allen Dingen nicht die Frau, die sich auch nicht ablenken ließ, als aus dem Hintergrund leises Motorengeräusch aufklang. Es war nur mehr ein Flüstern. Reifen knirschten über den gewalzten Kies.

Dieses Geräusch war lauter als das Summen des Motors.

Suko brauchte nicht hinzuschauen, er wußte auch so, daß sich ein englischer Wagen der Luxusklasse näherte.

In der Tat stoppte neben ihm ein Rolls-Royce.

Die Karosserie schimmerte in einem dunklen Blau. Kein Stäubchen lag auf ihr.

»Steig in den Fond!« Den Befehl gab Maria.

Suko nickte. Er öffnete eine der hinteren Türen und ließ sich in den bequemen Ledersitz fallen. Von der anderen Seite stieg Luigi ein, um neben ihm Platz zu nehmen.

Der Vater fuhr. Maria saß neben ihm. Sie sprach nicht mehr, auch dann nicht, als ihr Mann startete.

Vielleicht hätte Suko jetzt eine Chance gehabt, die Flucht zu wagen.

Er probierte auch den Türgriff, mußte aber feststellen, daß der Wagenschlag verschlossen war.

Eine gute Sicherung. Wahrscheinlich konnte sie durch einen Kontakt vom Vordersitz aus betätigt werden.

Wenig später rollte der Wagen wie eine Geisterkarosse durch die dunkle Umgebung der Weinberge. Ein entgegenkommendes Fahrzeug hätte keinen Platz mehr zum Ausweichen gefunden, denn der Rolls nahm die gesamte Breite der Straße ein.

Romano Canotti fuhr sicher. Suko merkte, daß er die Strecke auswendig kannte.

Die Canottis wußten viel. Ihnen war auch bekannt, wo sich das

Flugzeug befand, denn genau diese Richtung steuerte der Fahrer an.
Suko drehte den Kopf. Im Wageninnern war es düster. Luigi saß neben ihm wie ein goldener Schatten. Er rührte sich nicht und schien erstarrt zu sein.
Dennoch wollte der Inspektor mehr über die Familie wissen, und er fragte den Sohn. »In welcher Verbindung stehen Sie zu den goldenen Skeletten?«
Eigentlich war Suko überrascht, daß er eine Antwort erhielt, denn der andere sagte: »Sie sind unsere Führer. Wir haben uns Ihnen anvertraut. Auf den Resten eines längst versunkenen Landes haben wir unser Haus gebaut und wurden mit den Kräften konfrontiert, die noch überlebten. Reicht das als Antwort?«
»Es muß reichen!« meldete sich die Mutter, die vom Beifahrersitz aus zugehört hatte. »Er braucht nicht zu viel zu wissen.«
»Natürlich.«
Maria Canotti lachte. »Du wirst dich noch darüber wundern, Chinese, wie diese Skelette wirklich sind. Du wirst die Rätsel einer dir unbegreiflichen Welt erleben, und du wirst feststellen, daß du ihr nicht entrinnen kannst. Sehr oft haben die Goldenen von einem geheimnisvollen Würfel gesprochen. Wir wußten nie, wo wir ihn finden konnten. Nun werden wir ihn bald besitzen.« Sie lachte leise. »Der Weg ins Paradies, in das alte Atlantis, ist für uns frei…«
Ob es tatsächlich ein Paradies war, wollte Suko dahingestellt sein lassen. Ihn beschäftigte auch der Gedanke, wie er diese goldene Farbe wieder loswerden konnte, denn für immer wollte er so nicht herumlaufen, das stand fest.
Die breiten Reifen des Rolls wirbelten den trockenen Staub auf, der im Lichtteppich der Scheinwerfer einen ebenfalls goldenen Schimmer ausnahm und sich nur allmählich wieder dem Boden entgegensenkte.
Waren sie zuvor in ein Tal gefahren, so hatte sich der Weg nun verändert. Der Rolls schob sich eine Anhöhe hinauf und würde schon bald das kleine Plateau erreicht haben, wo die Maschine so unerwartet sanft gelandet war. Noch sah Suko den Vogel aus Metall nicht. Er schaute nach wie vor in die tiefblaue Dunkelheit hinein, die ihre gewaltigen Schwingen über das Land gelegt hatte.
Zwei Kehren durchführen sie, dann hatte der Inspektor zum erstenmal ein freies Sichtfeld.
Der Jet stand noch genau dort, wo er gelandet war. Ein silbrig schimmerndes Etwas, das in der hügeligen Umgebung der Weinberge wirkte wie ein Gruß aus dem All.
Langsam rollte der schwere Wagen näher. Suko dachte an Daniel Ricon, den er und John zurückgeschickt hatten. Wenn er tatsächlich zum Flugzeug gegangen war, hätte er schon etwas hören und sich auch zeigen müssen. Doch der Pilot hielt sich zurück.

Suko behielt den Ausstieg im Blickfeld. Im Innern der Maschine brannte nur die Notbeleuchtung. In ihrem Schein zeichnete sich die Luke deutlich genug ab.

Keine Gestalt erschien dort.

Der Wagen stoppte.

»Steig aus!« befahl Luigi.

Als Suko die Tür öffnen wollte, fiel dem jungen Mann noch etwas ein.

»Augenblick«, sagte er. Seine goldene Hand geriet in Sukos Blickfeld.

Der Inspektor unternahm nichts, als Luigi ihm die Beretta wegnahm.

Erst als sich die Waffe in seiner Hand befand, zuckte Suko zusammen und fragte sich, weshalb er so etwas überhaupt zugelassen hatte. Er dachte darüber nach und gelangte zu dem Schluß, daß er während dieser Sekunden einen regelrechten Blackout gehabt hatte.

Ja, das war es gewesen.

Luigi lächelte kalt, als hätte er die Gedanken des Inspektors erraten.

Dann öffnete Suko die Tür. Maria Canotti stand bereits neben dem Wagen und erwartete ihn mit wurfbereiter Bola. Sie sprach ihn auch an.

»Ich weiß, daß ihr den Piloten weggeschickt habt. Wahrscheinlich befindet er sich noch in der Maschine – oder?«

»Kann sein.«

»Ruf ihn her!«

»Soll er aussteigen?«

»Nein, nur an der Tür erscheinen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich werde es nicht tun, denn ich…«

Plötzlich sah er, wie sich die Augen der Frau verengten. Gleichzeitig geschah etwas mit ihm, das seinen Willen auslöschte. Maria Canotti hatte die psychische Kontrolle über ihn, und Suko blieb nichts anderes übrig, als zu nicken, um danach den Befehl dieser Frau auszuführen.

»Daniel!« rief er. »Daniel Ricon. Kommen Sie! Ich bin es! Inspektor Suko!«

Seine Stimme hallte. Die Canottis und er starrten gebannt auf den Einstieg.

Suko hatte ein schlechtes Gewissen. Er hätte es doch nicht tun sollen, aber dieses plötzliche Gefühl wurde sehr schnell wieder unterdrückt, denn die Macht der Familie war stärker.

Ricon erschien nicht.

Das ließ die Canottis unruhig werden. Sie wollten nicht, daß es etwas gab, das sie störte, deshalb wurde Suko aufgefordert, den Namen noch einmal zu rufen.

Er tat es.

Und diesmal hörten sie die Antwort. Ein schwaches »Ja« klang an ihre Ohren. So gesprochen, als würde der Pilot unter einem starken

Streß stehen oder schwer zu leiden haben.

»Zeigen Sie sich!« rief Suko.

»Ich… ich komme …«

Noch vergingen Sekunden. Auch Suko hielt den Ausstieg fest im Blick und sah, wie sich in seinem Ausschnitt etwas bewegte.

Es war eine Gestalt, die aus dem Halbdunkel erschien, in der offenen Tür stehenblieb und einen Arm ausstreckte, um sich irgendwo an der Seite abzustützen.

Suko wußte zwar nicht, was geschehen war, dennoch konnte er sich vorstellen, daß Ricon einiges durchgemacht hatte. Das war bereits an seiner Haltung zu erkennen.

Er stand da und bewegte sich. Es war ein Schwanken. Mal fiel er nach vorn, dann wieder nach hinten, und sein Kopf pendelte, als würde er überhaupt nicht zu ihm gehören.

Was hatte er hinter sich?

Die Sorgen des Chinesen wurden größer. Auch deshalb, weil von Ricon keine Erklärung kam. Dafür hörten sie sein Lachen, das ihnen entgegenschallte. So rasch es aufgeklungen war, so plötzlich erstarb es auch, und die Stimme klang auf. »Ihr!« brüllte er. »Verdammt noch mal, was wollt ihr eigentlich von mir? Seid Ihr die goldenen Götter, oder weshalb steht Ihr da wie Maskenmänner?«

Maria lachte kalt. »Er hat es erfaßt.«

»Wo ist der Würfel?« rief Luigi.

»Noch da. Bei ihr, aber sie ist nicht tot. Sie hat sogar geredet. Sie hat…« Seine weiteren Worte gingen in einem unverständlichen Gemurmel unter.

Suko jedoch war von diesen abgehackt gesprochenen Sätzen regelrecht alarmiert worden. Hatte er nicht unter einem Bann gestanden, er wäre vorgelaufen, so aber wurde er abermals durch den Willen der Frau gestoppt und erstarrte mitten in der Bewegung.

»Wer hat geredet?« rief Maria Canotti.

»Die Tote… sie … sie konnte sprechen.«

»Und worüber?«

»Von einem Mann. John Sinclair. Ich sah ihn mit einem Mädchen. Im Würfel, ich…«

»Er scheint zuviel zu wissen!« Mitten in das Schreien des Piloten fielen die Worte des Romano Canotti. Und dieser einfach dahingesprochene Satz wurde von der Frau als Befehl aufgefaßt.

Und zwar als Mordbefehl.

Suko konnte nichts machen. Zu stark war der Bann, unter dem er stand. Er schaute nur zu und sah, wie die Frau ihren rechten Arm in die Höhe drückte, um ihn kreisförmig zu bewegen.

Auch die Kugeln der Bola drehten sich mit. Gleichzeitig startete Maria, lief auf das Flugzeug zu, um genau die Wurfentfernung zu

erreichen, die sie brauchte.

Daniel Ricon mußte sehen, daß da einiges nicht stimmte.

Vielleicht ahnte er die Gefahr auch, dennoch traf er keine Anstalten; ihr zu entgehen.

Er stand da wie festgewachsen und schaute zu, wie die gefährlichen Kugeln der jetzt goldenen Bola Kurs auf ihn nahmen.

In den Wurf hinein schallte das hohe, schrille Lachen der Frau.

Daniel Ricon hörte es noch, als sich das Band, an der die erste Kugel hing, blitzschnell um seinen Hals legte.

Erst jetzt riß er den Mund auf. Kein Schrei drang mehr über die Lippen, denn die Luft war ihm abgewürgt worden.

Noch in derselben Sekunde traf die zweite Kugel seinen Schädel.

Die dritte erwischte ihn im Unterleib, ließ ihn zusammenbrechen, und mit einem heftigen Ruck zog Maria die Bola und den daran hängenden Piloten nach vorn. Ricon bekam das Übergewicht. Er kippte.

Jeder sah ihn aus dem Ausstieg fallen, und jeder vernahm den dumpfen Aufprall, bevor Ricon regungslos liegenblieb.

Suko stand auf dem Fleck und hatte das Gefühl, sein Gehirn wäre mit Watte gefüllt. Er sah und hörte klar und deutlich, nur konnte er nichts unternehmen, der Bann der Goldenen ließ ihn nicht aus seinen Klauen.

Er schaute auf den Toten und hörte die Schritte.

Maria Canotti ging auf Daniel Ricon zu. Das Gold schimmerte auch in ihren hochgetürmten Haaren. Auf dem breitflächigen Gesicht lag die Farbe ein wenig im Schatten, als sie den Kopf drehte und Suko angrinste. »Glaubst du mir, daß er tot ist?« fragte sie.

Der Chinese nickte.

Mit geschickten Bewegungen löste die Frau die würgende Bolaschlinge vom Hals des Mannes. »Er hätte nicht zuviel verraten sollen. So etwas endet meist tödlich.« Sie lachte wieder. »Fast hätte es dich ja auch erwischt, Chinese.«

Suko schwieg. Was sollte er der anderen auch erzählen? Es gab zwischen ihnen keine Gemeinsamkeiten, zudem wollte es ihm nicht so recht gelingen, seine Gedanken zu ordnen, weil die eigenen noch immer von denen der Canottis überdeckt wurden.

»Die Maschine gehört uns!« erklärte Romano und setzte sich in Bewegung.

Hinter Suko erklangen Schritte. Luigi kam näher. Er drückte dem Inspektor den Lauf der Beretta in den Rücken, bevor er scharf flüsterte:

»Du kannst auch gehen, Chinese!«

Romano Canotti war bereits eingestiegen. Er half seiner Frau hoch, die sich trotz ihres Alters noch geschmeidig bewegte und den

Inspektor erwartete. »Komm schon, wir wollen es so rasch wie möglich hinter uns bringen!« Sie begann meckernd zu lachen.

Suko blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten.

Es fiel ihm immer noch schwer, sich zu bewegen. Hoch reckte er die Arme, packte den Rand des Ausstiegs, klammerte seine Hände darum und schaffte es, mit einem Klimmzug in die Höhe zu gleiten.

Das Ehepaar Canotti erwartete ihn lächelnd, während Luigi als letzter kletterte.

Suko hatte während des Flugs schon einige Zeit im Innern der Maschine verbracht. Dennoch kam sie ihm plötzlich so fremd vor, so leer, so kalt, einfach anders.

Möglicherweise lag es an der Anwesenheit der Canottis. Jedenfalls fühlte Suko sich unwohl.

Zwar stand die Familie noch nicht am endgültigen Ziel ihrer Wünsche, doch dicht davor.

Automatisch hatte sich Suko zu der Seite hingedreht, wo die Vitrine mit ihrem makabren Inhalt stand.

Niemand hatte sich daran zu schaffen gemacht. Sie befand sich noch auf demselben Fleck wie zuvor.

Suko setzte seine Schritte zögernd, als er auf sie zuging. Er fühlte im Nacken ein gewisses Kribbeln und schaute das Ehepaar Canotti an, das ihn begleitete.

Er wußte es nicht genau zu sagen, doch er glaubte, daß ihre Blicke eine gewisse Gier angenommen hatten. Sogar verständlich, denn der Würfel des Unheils war eine besondere Waffe, der jeder, der sie kannte, große Bedeutung schenkte.

Auch Suko.

Der Würfel befand sich in der Vitrine. Er hatte seinen Platz auf Janes Schoß gefunden, nur war mit ihm etwas Entscheidendes geschehen. Die Außenflächen hatten sich verändert. Normalerweise zeigten sie diese rotviolette Farbe und dazwischen hin und wieder mal längere Schlierenfäden.

Das war nicht der Fall.

Der Würfel ließ ein Bild erkennen.

Obwohl sie verkleinert war, sah Suko sehr deutlich die alptraumhafte Landschaft innerhalb des Würfels.

Sie war sehr leer, wirkte trostlos, sogar verbrannt, wenn nicht auch die beiden Personen in ihr zu sehen gewesen wären, die diese Landschaft durchwanderten.

Claudine Auber und John Sinclair!

Suko rührte sich nicht. Er stand da und schaute auf den Würfel, wo er die beiden Menschen sah. Hatte es überhaupt Sinn, genauer nach der Ursache zu forschen?

Kaum, denn hier spielten Kräfte eine Rolle, die er nicht näher

untersuchen konnte. Der Würfel zeigte ein Abbild dessen, was der Geisterjäger in einer für ihn so fremden Welt alles erlebte. Wie es dazu gekommen war, darüber konnte der Chinese nur mehr seine Vermutungen anstellen. Er hatte sich nur damit abzufinden, daß es eine Tatsache war.

Er hatte das Gefühl, als wäre er mit Blei gefüllt. Es fiel ihm wirklich schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Er schaute allein auf den Würfel, das Gesicht der Jane Collins sah er nicht, und er erkannte, daß sich die beiden wie zwei Verlorene durch eine apokalyptische Welt bewegten, die jenseits des menschlichen Verstandes lag.

Aber sie lebten, und das allein zählte. Es ließ Hoffnung in Suko aufkeimen.

Tief holte er Luft. Bei jedem Einatmen hatte er das Gefühl, sein Brustkorb würde gesprengt, zudem tanzte es vor seinen Augen, und er hatte Mühe mit dem Gleichgewicht.

Auch die Canottis hatten John Sinclair und das Mädchen gesehen.

Sie begannen zu lachen.

Jemand rieb seine Hände gegeneinander.

Da die drei hinter dem Chinesen standen, konnte er nicht erkennen, wer von den Canottis sich auf diese Art und Weise freute, er tippte aber auf die Gefährlichste in der Familie, die Mutter.

»Da haben wir diesen verdammten Schnüffler ja wieder«, hörte er auch schon ihre Stimme. »Es ist wirklich besser gelaufen, als wir gedacht haben!« flüsterte sie noch. »Ausgezeichnet. Der Schacht hat funktioniert und ihn verschluckt. Ein Tor der Zeiten, wie wir es uns wünschten. Das, was ihr dort seht, meine Lieben, das ist Atlantis. So lebt dieser Kontinent, und er steht vor einer aufregenden Epoche. Bald wird er die Geburt des Schwarzen Tods erleben, wie es und die drei Goldenen berichtet haben.«

Die Geburt des Schwarzen Tods!

Das also war es, um das sich alles drehte. Deshalb nahm die Familie all die Mühen und Plagen in Kauf, um dieses für sie so große Ereignis miterleben zu können.

Suko wunderte sich darüber, daß er nicht selbst auf die Idee gekommen war, aber er konnte nicht an alles denken, das Grauen hatte ihn einfach zu sehr überrascht.

»Und wir werden mit dem Würfel dabei sein!« vernahm er die Stimme des Sohnes.

Suko vereiste innerlich, als Luigi diesen Satz ausgesprochen hatte.

Er barg soviel Zündstoff in sich wie fast der gesamte Fall nicht, und Suko dachte in den nächsten Sekunden intensiv über das Gehörte und dessen Folgen nach.

Wenn es den Canottis gelang, den Würfel an sich zu nehmen, war alles aus. Allein durch die Kraft des Quaders wurde Jane Collins am

Leben erhalten. Zwar war sie kein Mensch im eigentlichen Sinne, in ihr steckte nach wie vor der Geist des Rippers, aber ob sie ohne Herz auch als Hexe weiter existieren konnte, das war mehr als fraglich.

Auf keinen Fall wollte Suko das Risiko eingehen, und er wollte versuchen, dieses schreckliche Vorhaben zu verhindern.

Nur – wie weit reichten seine Kräfte?

Konnte er als einzelner tatsächlich gegen die Dreiergruppe dieser Familie ankämpfen?

Das war die große Frage. Dabei dachte Suko vor allem an die Bola der Maria Canotti.

Sie verstand es fantastisch, mit dieser Waffe umzugehen. Selbst ein argentinischer Gaucho beherrschte sie nicht so perfekt wie diese gefährliche Frau.

Kalt schätzte Suko seine Chancen ab. Seine Reaktionsfähigkeit war durch den Bann, den die anderen über ihn gelegt hatten, geschmälert worden. Er würde Mühe haben, überhaupt gegen einen anzugehen, geschweige gegen drei. Nein, das sah schlecht aus…

Er spürte eine Hand auf seiner Schulter. Sie war sehr kräftig.

Ohne es genau gesehen zu haben, wußte der Inspektor, daß sie Romano Canotti gehörte.

Und der brachte seinen Mund dicht an das Ohr des Inspektors.

»Treten sie zur Seite«, sagte er förmlich. Dabei übte seine Hand einen leichten Druck aus. Sie wollte Suko von der Vitrine wegziehen.

Der Inspektor stemmte sich dagegen.

Er schüttelte den Kopf, sah, daß Maria Canotti um die Vitrine herumging und ihren Blick auf ihn richtete. Sofort löste sich der Widerstandswille in Sukos Innern auf. Er schmolz dahin, und Suko ließ sich willig zur Seite führen, und zwar an die Stelle, wo Luigi stand, die Beretta in der rechten Hand hielt und sein goldenes Gesicht mit den dunklen Augen darin zu einem eiskalten Grinsen verzogen hatte.

»Es ist doch Unsinn, wenn man uns Widerstand entgegensetzen will«, erklärte er.

»Ja.«

Nach dieser Antwort begann Maria zu lachen. »Allmählich sieht er ein, daß wir stärker sind.«

»Ich traue ihm trotzdem nicht«, erklärte Romano. Dabei fixierte er Suko scharf.

»Wieso?«

»Ein Gefühl.«

»Ich überlasse ihn dir für später. Jetzt müssen wir uns um den Würfel kümmern. Willst du ihn nehmen?«

»Nein, ich überlasse ihn dir.«

Suko hatte dieser Unterhaltung zugehört. Er merkte, daß ihm die

wertvollen Sekunden zwischen den Fingern davonrannen, aber was konnte er als einzelner ausrichten?

Nichts, gar nichts.

Oder doch?

Nach der Verwandlung galt das Ziel der Familie Canotti allein dem Würfel. Dieser magische Gegenstand war für sie enorm wichtig geworden. So wichtig, daß sie Suko für die folgenden Sekunden vergaßen und ihr Interesse allein auf den Quader konzentrierten.

Die Pistole hatte man dem Inspektor genommen. Doch er besaß noch andere Waffen.

Da trug er die Dämonenpeitsche und den geheimnisvollen Stab, den er als Erbe des großen Buddha übernommen hatte.

Ja, der Stab konnte ihm vielleicht helfen. Nur mußte er an ihn herankommen und hervorholen.

Es war nicht einfach, denn es gelang dem Chinesen noch immer nicht, sich normal zu bewegen. Nach wie vor lastete der Druck auf ihm. Selten hatte ihn ein Vorhaben eine so große geistige Anstrengung gekostet.

Jede Bewegung geschah verlangsamt, sie kostete Energie, Mühe, geistige Überwindung. Selbst ein Stöhnen konnte Suko nicht unterdrücken. Zu seinem Glück waren die anderen so mit dem Würfel beschäftigt, daß sie auf das Geräusch nicht achteten.

Was Suko wegen seiner Beschwerden so lang vorkam, dauerte in Wirklichkeit nur einige Sekunden. Dann aber hatte er es geschafft und seine Hand um den Stab gelegt.

Eine unscheinbare, aber sehr wirkungsvolle Waffe. Wenn Suko ein bestimmtes Wort rief, schaffte er es durch Hilfe dieser Magie, die Zeit für fünf Sekunden anzuhalten.

In dieser Spanne konnte nur er sich bewegen. Alle anderen Personen, die das gerufene Wort vernommen hatten, wurden starr und bewegungslos. Erst wenn die fünf Sekunden vorbei waren, durften sie wieder agieren. Bis dahin allerdings mußte Suko das geschafft haben, was er schaffen wollte. Dabei durfte er alles tun, nur seinen oder seine Gegner nicht töten. Geschah dies, war die Kraft des Stabs aufgehoben.

Suko hätte ihn wegwerfen können wie einen überflüssigen Gegenstand.

Die Familie Canotti mußte sehr viel Respekt vor der Frau und Mutter haben, daß die Männer es ihr erlaubten, den Würfel an sich zu nehmen.

Wahrscheinlich war sie die dominierende Person.

Und sie griff zu.

Suko sah es in dem Augenblick, als er noch einmal zu den Canottis schaute.

Jetzt hielt ihn nichts mehr.

Er holte den Stab hervor und rief so laut wie möglich das entscheidende Wort. *»Topar!«*

***

Wir fühlten uns wie die Kinder, weil wir auf dem Fleck standen und mit offenem Mund staunten.

Was wir in der Ferne so golden am Himmel schimmern gesehen hatten, stellte sich tatsächlich als ein unwahrscheinliches Gebäude heraus. Eine Art Pyramide mitten im Sumpf, die an allen Seiten so matt »strahlte« wie eine Sonne, die einmal geputzt werden mußte.

Es war keine Pyramide, wie ich sie von Afrika her kannte, denn sie lief oben nicht spitz zu. Im letzten Drittel war sie gekappt worden, so daß sie eine flache Oberfläche bildete.

Ich suchte unwillkürlich nach Vergleichen, und mir kamen dabei die Dschungeltempel der Mayas in den Sinn. Auch sie sahen ähnlich aus.

Sollten die Mayas etwas von den alten Atlantern übernommen haben?

Unmöglich war nichts.

Claudine und ich mußten den Eindruck einfach auf uns wirken lassen.

Schließlich kamen wir aus einer feuchten, stinkenden, dampfenden Hölle, die sich Höllensumpf nannte, und nun entdeckten wir inmitten des Sumpfes dieses Refugium aus Gold.

Auch ein Hort Schwarzer Magie, wie ich annahm, denn ich konnte mir gut vorstellen, daß die vier Horror-Reiter innerhalb der Pyramide verschwunden waren.

Ich erinnerte mich an das Orakel von Atlantis. Auch dort hatte ich es mit einer Pyramide zu tun gehabt. Nur war sie anders gebaut gewesen und hatte auch nicht aus Gold bestanden wie diese hier.

Wenn ich an ihr vorbeischaute, sah ich den Dschungel. Der unheimliche Höllensumpf zog sich auch noch jenseits des Bauwerks weiter, wobei ich mich unwillkürlich fragte, ob dieser Sumpf überhaupt je ein Ende nahm. Um die goldene Pyramide zu erreichen, mußten wir den Sumpf durchqueren. Doch nicht auf dem normalen Untergrund, sondern auf einem ebenfalls leicht golden schimmernden Steg.

Es existierten insgesamt vier dieser seltsamen Wege. Und jeder Steg führte auf die Pyramide zu.

Bisher hatten weder Claudine noch ich einen Eingang entdeckt.

Wir sahen keine Tür, kein Tor und nichts, was uns vielleicht hätte hindurchlassen können.

Nur glatte, goldene Wände…

Claudine Auber hatte den gleichen Gedankengang gehabt wie ich.

Nachdem sie die Überraschung verdaut hatte, schüttelte sie den Kopf

und meinte: »Da kommen wir nie hinein.«

»Den anderen scheint es auch gelungen zu sein.«

»Aber sind wir die Horror-Reiter?«

Da hatte sie recht. Lange herumrätseln konnten wir auch nicht.

Zumindest mußten wir es versuchen.

Als ich mich in Bewegung setzte, hörte ich ihren erstaunten Ruf.

»Du willst wirklich?«

Ich drehte mich um und sah Claudine in angespannter Haltung am Beginn des Stegs stehen.

»Natürlich…«

»Ich weiß nicht…«

»Komm mit.« Ich lächelte ihr aufmunternd zu, winkte sogar noch, und dieses Zeichen verstand sie.

Schritt für Schritt folgte sie mir. Ihre Gestalt hob sich dunkel gegen den helleren Untergrund ab. Der Steg war so breit, daß wir nebeneinander herschreiten konnten.

Wir sprachen nicht, sondern gaben uns nur den Gefühlen hin.

Diese aus dem Sumpf hervorgewachsene Pyramide war wirklich einmalig und außergewöhnlich. Nie hätte ich damit gerechnet, so etwas innerhalb des Todessumpfs zu finden. Sie mußte wirklich eine große Bedeutung für diese Region besitzen.

Wenn es uns gelang, sie tatsächlich zu betreten, was verbarg sich dann in ihrem Innern? Wer oder was lebte dort? Existierte es auf einer magischen Basis, oder war alles nur Täuschung? War der Schwarze Tod wirklich aus dieser goldenen Pyramide entstanden?

Ich hoffte, daß wir bald eine Antwort auf die Fragen erhalten würden, und spürte die innerliche Spannung, die mich umklammert hielt.

Ich muß ehrlich gestehen, daß es mir richtig guttat, die goldene Pyramide zu sehen. Schließlich war sie etwas anderes als dieser unheimliche und gefährliche Sumpf, der in seiner Düsternis regelrecht erschreckend wirkte. Obwohl er uns nach wie vor umgab, hatte er doch nicht mehr die Ausstrahlung wie zu Beginn. Vielleicht hatten wir uns schon an ihn gewöhnt. Es konnte auch sein, daß daran die Pyramide die Schuld trug, deren abstrahlender Schein den Sumpf erfaßte.

»Diese Welt ist so unwahrscheinlich, daß ich sie überhaupt nicht begreifen kann!« flüsterte Claudine. »Du etwa, John?«

»Noch nicht.«

Sie lachte leise. »Aber du hast Erfahrung.«

»Das stimmt.«

Nach dieser Antwort wirkte sie ein wenig betrübt, als sie sagte:

»Ich hatte ja gehofft, daß auch mein Freund ein wenig mehr Erfahrung gehabt hätte. Dann wäre er vielleicht noch am Leben. Aber

so…« Sie hob die Schultern.
»Du hast sehr an ihm gehangen?« fragte ich.
»Ja und nein. In der letzten Zeit nicht mehr so sehr. Seine Experimente wurden immer schlimmer. Zunächst hielt ich ihn für einen interessanten jungen Mann. Das änderte sich aber bald, als ich feststellen mußte, daß er mit Kräften experimentierte, die mir überhaupt nicht lagen. Er sprach vom Teufel, von Magie…«
»Entschuldige, daß ich dich unterbreche. War das nach seinem Italien-Besuch?«
»Ja, er ist in die Toscana gefahren und lernte dort diesen Luigi Canotti kennen. Was die beiden genau ausgeheckt haben, hat er mir niemals verraten, aber es muß schlimm gewesen sein. Er experimentierte dann noch wilder weiter, war wie von Sinnen und kaum zu bremsen. Ich weiß auch nicht, wie Luigi und er zusammengekommen sind, aber da haben sich zwei gesucht und gefunden.«
Das konnte sie mit gutem Gewissen behaupten!
Meine Probleme lagen momentan auf anderer Ebene. Ich dachte über die Pyramide nach. Sie war golden. Goldene Skelette hatte ich finden sollen, damit Jane eine Chance erhielt, und goldene Pistolen hatte ich ebenfalls kennengelernt.
Alles war golden!
Wo gab es da den Zusammenhang, und welche Rolle spielte der Schwarze Tod in diesem Drama?
Ob es Sinn hatte oder nicht, jedenfalls zog ich mein Kreuz hervor und hängte es mir offen vor die Brust. Mit diesem Talisman bewaffnet, sollte jeder sehen, wer da kam und daß ich keiner war, der so leicht aufgab.
Auch die Horror-Reiter sollten mich kennenlernen.
Die Hälfte der Distanz lag bereits hinter uns, als sich an der Pyramide etwas tat.
Da wir mittlerweile näher heran waren, wirkte das Bauwerk noch größer, gewaltiger und unheimlicher auf uns. Wir mußten den Kopf schon in den Nacken legen, um das Ende der Pyramide sehen zu können.
Und darüber ballte sich etwas zusammen.
Es war eine gewaltige düstere Wolke, die ihren Platz dort fand.
Der sowieso schon dunkle Himmel schien sich zusammengezogen zu haben, um sich über dem Bauwerk zu verdichten.
Urplötzlich entstand Wind.
Wir hörten ihn über das Moor pfeifen und heulen. Er wehte gegen uns, wühlte die Haare auf und zerrte wie mit gierigen Händen an unserer Kleidung. Zudem brachte er den Gestank und den Geruch nach Verbranntem aus dem Sumpf mit, der uns beinahe den Atem

raubte.

In Wellen fegten die einzelnen Windstöße heran. Sie peitschten über das Moor, griffen hinein, wühlten es auf, so daß die Fläche aussah, wie ein gewaltiger See.

Urwüchsige Kräfte waren freigeworden. Sie läuteten das Ende oder den Anfang vom Ende ein.

Der Wind war mit dem scharfen Atmen eines Raubtieres zu vergleichen, das seine gewaltigen Krallen an den Seiten des Bauwerks wetzte. So sehr toste, jaulte und heulte er um die Pyramide.

Auch der Sumpf und der dort wachsende Dschungel wurden nicht verschont.

Er spielte mit den gummiartigen Gewächsen, peitschte und schleuderte sie in die Höhe, verformte sie zu tanzenden, unheilverkündenden Figuren, riß an Zweigen und Ästen, fetzte sie einfach ab und schleuderte sie weg.

Wir bekamen ebenfalls die Wucht des nicht faßbaren Sturms zu spüren. Claudine hatte sich an mich gepreßt und klammerte sich fest.

Dennoch konnten wir dem Sturm nicht widerstehen, wir boten einfach einen zu großen Widerstand, so daß uns nichts anderes übrigblieb, als auf die Knie zu gehen und uns dann noch hinzulegen.

Und zwar in die Richtung, die zur Pyramide zeigte und die ich auch weiterhin beobachten konnte.

Der Sturm toste.

Seltsame Geräusche entstanden dabei. Jaulend, pfeifend und manchmal sehr schrill, als würden gemarterte Wesen ihre Höllenqualen weit hinausschreien.

Manchmal erinnerten sie mich auch an dissonante Orgelmusik oder an das schrille Pfeifen eines Flötenspielers.

Ein Vorbote des Schreckens war gekommen und toste sich aus.

Auch über uns im Dschungel.

Zum erstenmal sah ich, daß es in diesem Land auch Wolken gab.

Doch keine, wie ich sie von der normalen Welt her kannte. Sie waren erst jetzt entstanden und stiegen irgendwo im fernen Dschungel auf, um von den Armen des Sturms in den Himmel geblasen zu werden, damit sie dort ihre wilden Tänze aufführen konnten.

Aber nicht nur mit der Dschungelflora trieb der Wind sein grausames Spiel. Seinen Kräften gelang es, die Wesen aus dem dichten Sumpfwald zu holen, die unseren Augen verborgen geblieben waren.

Gewaltige Mückenschwärme wurden aus dem dichten Verbundnetz der Bäume gerissen und in die Luft geschleudert. Jede einzelne Mücke war so groß wie ein Vogel. Und jede konnte für uns höllisch gefährlich werden. Keiner dieser Mücken gelang es jedoch, in unsere Nähe zu gelangen. Eine regelrechte Windhose entstand innerhalb des Schwarms, und in einer gewaltigen, sich drehenden Spirale wurden

die spatzengroßen Mücken weggeschleudert, als wären sie nur Staubkörner.

Das gleiche geschah mit den Schmetterlingen. Sie taumelten durch den Sturm, wurden mal den Baumkronen entgegengedrückt, flogen in die Höhe, schleuderten zur Seite und wurden vom Orkan weggeblasen.

Niemals hätte ich mir vorstellen können, daß jemand mit diesen gefährlichen Tieren so umging.

Das alles sah nur ich, denn Claudine traute sich nicht, den Kopf zu heben. Sie hatte ihr Gesicht gegen meine Kleidung gedrückt und wartete zitternd darauf, daß der Sturm vorbei war.

Es war ein vergebliches Hoffen, denn dieser aus dem Nichts entstandene Orkan wütete weiter.

Bisher waren wir von den Wesen, die er gepackt hielt, nicht unmittelbar betroffen worden, das änderte sich schlagartig, als er sich auch dort austobte, wo wir uns befanden, also zwischen dem normalen Sumpf und der Pyramide.

Er griff in die dunkle Brühe hinein und wühlte sie auf. Plötzlich entstanden in der Fläche Löcher, gewaltige Spalten und auch Wellentäler, so daß das an die Oberfläche gelangen konnte, was darin gelegen hatte.

Es waren die Raupen.

Würmer und Raupen. Schleimig, übergroß. Es waren Wesen wie das durch mich zerstörte, als ich es angefaßt hatte. Sträflinge waren sie genannt worden.

Jetzt spie der Sumpf sie aus.

Ihre Geister existierten noch immer. Durch das Heulen des Windes klang ihr klagendes Schreien der Pein, ihr Wimmern, das nach und nach abstarb, als sie der Reihe nach vergingen, denn auch die Körper hatten der Kraft des Orkans nichts entgegenzusetzen.

Sie wurden vernichtet.

Claudine schrie plötzlich auf, als sich über uns ein Schatten abzeichnete, der sich im nächsten Augenblick senkte und schwer auf uns beide klatschte.

Es war eine Raupe!

Sie wollte sich um uns wickeln, damit sie mehr Gewicht und Halt fand. Ich zog meine Beretta und feuerte.

Im Schacht hatte die geweihte Silberkugel den Schmetterling zerstören können, mit dieser Raupe sah es nicht anders aus. In einer Wolke aus Schleim spritzte sie auseinander und verging.

Claudine wimmerte. Die Erinnerung an dieses wurmartige Wesen war eben noch zu frisch.

Ich mußte schreien, um mich verständlich zu machen, denn ein gesamtes Orchester aus nicht gestimmten Instrumenten schien in

unseren Ohren zu gellen.

Wie lange konnten wir noch standhalten?

Bis jetzt ging es. Ich kam mir selbst vor wie ein Insekt, das sich verzweifelt festklammerte. Immer stärker wurde der Sumpf aufgewühlt.

Der Wind fuhr hinein, er schleuderte die Brocken und den Schlamm in die Höhe, um ihn wie ein Regen über uns zu ergießen.

Bis zu dem Zeitpunkt, als der Orkan erstarb!

Das geschah so rasch, wie er gekommen war. Urplötzlich war es still, eine fast beängstigende Ruhe, die uns umspannt hielt, so daß wir unser eigenes Atmen hören konnten.

Claudine Auber fing sich schnell. »John, was ist denn auf einmal los?«

»Der Sturm hat nachgelassen.«

»Und?«

»Gar nichts.« Ich lachte leise. »Wir sind verschont geblieben.« Tief atmete ich die Luft ein. Irgendwie kam sie mir reiner vor, was allerdings kaum der Fall sein konnte, denn es gab für eine Erfrischung der Luft kaum eine Erklärung.

Ich drückte mich ein wenig zur Seite und stand auf. Claudine folgte meinem Beispiel, wobei ich ihr half, auf die Füße zu gelangen.

Beide drehten wir uns um, damit wir auf die Pyramide schauen konnten.

Und beide sahen wir sie.

Claudine wurde vor Schreck stumm. Mir flossen unbewußt die Worte über die Lippen.

»Das ist doch nicht möglich…«

***

Das Gesicht des älteren Mannes hatte zwar keine goldene Farbe angenommen, aber es wirkte ebenso starr wie die Züge der goldenen Dämonendiener.

Und das hatte seinen Grund.

Sir James Powell, um keinen anderen als ihn handelte es sich bei dem Mann, vermißte seine beiden besten Männer. Nachdem das aus Paris kommende Flugzeug wie ein Geist vom Radarschirm verschwunden war, hatte es keine Spur mehr gegeben.

Aus, vorbei. Radikal vernichtet.

Flugzeug und Passagiere schienen sich in Luft aufgelöst zu haben.

Wenn der Begriff spurlos verwendet wurde, dann traf er auf diese Situation besonders zu.

Natürlich hatte man in London reagiert. Sir James blieb bei diesen Fällen nicht untätig. Er hatte sich mit dem französischen Geheimdienst in Verbindung gesetzt und von zuständiger Stelle erfahren, daß man

dort ebenso ratlos war.

Wie ging es weiter?

Keine Informationen von den Franzosen, keine von den Engländern.

Mutmaßlicher Ort des Verschwindens war Italien.

Es blieb Sir James nichts anderes übrig, als den italienischen Geheimdienst einzuschalten. Er kannte dort zwar einige Leute, aber nicht so gut, wie die Franzosen.

Zudem befand sich sein zuständiger SIFA-Mann in Urlaub, und das Gespräch mußte erst zu seiner für zehn Tage gemieteten Yacht durchgestellt werden. Mitten in der Nacht wird niemand gern gestört, auch nicht von einem englischen Sir. Dementsprechend sauer reagierte der Italiener.

»Entschuldigen Sie, Signore di Conti, aber ich wußte mir keinen anderen Rat.«

Der SIFA-Mann gähnte. »Schon vergeben«, erwiderte er in seinem harten Englisch. »Was kann ich für die Männer von der feuchten Insel tun?«

»Mithelfen suchen.«

»Was denn? Eure Königin? Oder ist der Prinzgemahl verschwunden?«

»Vielleicht sogar noch schlimmer. Meine besten Leute, Signore. Wirklich Sie sind weg.«

»In Italien, nehme ich an.«

»Nicht ganz. Wahrscheinlich über Ihrem Land.«

Nach dieser Antwort verstummte selbst der sehr temperamentvolle Italiener für eine Weile und sagte: »Das müssen Sie mir erklären, Sir James. Wirklich, und dabei trinke ich einen Grappa. Es werden doch keine UFOs gewesen sein?«

»Das kann man nie ausschließen, Signore.«

Der Italiener stöhnte, und Sir James hörte es im Hintergrund gluckern, als sich di Conti einen großen Grappa einschenkte.

»Kann ich jetzt reden?«

»Si, Sir James.«

Der Superintendent berichtet von seinen Problemen. Zum Glück konnte der Italiener zuhören und stellte keine langen Zwischenfragen.

Sir James vernahm nur hin und wieder einige Schluckgeräusche, wenn sich di Conti einen weiteren genehmigte. Es mußte ein sehr großer Grappa gewesen sein.

»Das ist natürlich eine Sache«, sagte der Italiener. »Und Sie haben sich da nicht getäuscht?«

»Das Flugzeug ist verschwunden.«

»Da lag ich mit meinen UFOs wohl gar nicht so daneben?«

»Das wird sich herausstellen, Signore di Conti, wenn Sie die Hebel in Bewegung setzen.«

»Ich habe Urlaub.«

»Ist der Fall denn nicht wichtig genug, um mal über den eigenen Schatten zu springen?«

Di Conti lachte. »Sie wissen genau, wie Sie mich packen können, Sir. Sie haben recht, ich bin neugierig. Wann kann ich Sie erreichen?«

»Jederzeit.«

»Bene, dann warten Sie.«

Di Conti bekam von Sir James noch die Nummer und versprach, sich wieder zu melden. Egal, mit welcher Nachricht.

Der Superintendent hatte sich die Nacht über nicht aus seinem Büro weggerührt. Er hockte hinter dem Schreibtisch, hatte seine Stirn in Falten gelegt und dachte scharf nach. Was er hatte unternehmen können, das war getan worden. Sir James war kein Geister Jäger, sondern ein Büromensch und Organisator. Bei diesen Dingen allerdings machte ihm keiner so leicht etwas vor. Was jedoch die Einsätze an vorderster Linie anging, so mußte er sich zurückhalten.

Neben ihm stand sein Magenwasser. Er hatte schon zwei Tabletten geschluckt.

Besser war sein Zustand nicht geworden. Der Magen lag wie ein Klumpen in der Körpermitte. Sir James hatte Angst, daß es seine beiden besten Männer erwischt haben könnte.

Er dachte an Shao, die ebenfalls schon einige Male telefoniert hatte.

Auch über sie konnte er nicht an Suko herankommen. Shao hatte die Nachricht vom Verschwinden ihres Freundes gelassen aufgenommen, wie es eben ihrem Naturell entsprach. Daß es in ihrem Innern völlig anders aussah, konnte sich der Superintendent gut vorstellen.

Auch Glenda Perkins war noch nicht nach Hause gefahren. Sie wollte die Nacht im Büro verbringen. Sir James wußte, daß es zwischen ihr und John Sinclair schon einige Male sehr erotisch gefunkt hatte, behielt dieses Wissen allerdings für sich.

Das Klopfen an der Tür unterbrach die Ruhe. Sir James rechnete mit Glenda Perkins und hatte sich nicht getäuscht, als die schwarzhaarige junge Frau das Büro auf seine Aufforderung hin betrat.

Sie trug eine Warmhaltekanne mit Kaffee. »Möchten Sie auch einen Schluck, Sir James?«

»Eigentlich darf ich den Kaffee in meinem jetzigen Zustand nicht trinken. Aber meinetwegen.«

Glenda stellte die Kanne ab und besorgte zwei Tassen. Sie schenkte ein und fragte dabei nach John.

»Noch immer keine Spur«, erklärte Sir James.

Glenda schob ihm eine Tasse zu. »Gibt es denn Hoffnung?«

»Die habe ich immer.«

»Aber keine konkreten Hinweise.«

»So ist es.«

Die beiden tranken. Sir James lächelte nach den ersten Schlucken.

Nun begriff er auch, daß John Sinclair hinter dem Kaffee seiner Sekretärin so her war. Der Superintendent war zwar kein Experte, aber was er da getrunken hatte, war schon gut.

Auch Glenda hatte die Reaktion bemerkt und wurde ein wenig rot.

Dann erkundigte sie sich wieder nach dem Fall. »Sie wollten doch auch die Italiener ins Spiel bringen, Sir. Haben die denn nichts entdecken können?«

»Ich warte auf einen Rückruf.«

»Kann ich bei Ihnen bleiben?«

»Dagegen habe ich nichts«, sagte Sir James, nahm seine Brille ab und putzte die Gläser. »Aber wollen Sie sich wirklich die ganze Nacht um die Ohren schlagen? Sie wissen doch selbst, daß Sie in wenigen Stunden wieder an ihrem Schreibtisch sitzen müssen…«

Glenda winkte ab. »Das spielt keine Rolle. Einmal schafft man das schon. Es ist ja nicht jeden Tag.«

»Wie Sie meinen.« Sir James setzte seine Brille wieder auf. »Sie mögen John Sinclair, nicht wahr?«

Glenda senkte den Blick. Sie schaute auf die weißen Falten ihres weit geschwungenen Sommerrocks, der glockig über die Beine und einen Teil des Stuhls schwang. »Ich kann es nicht leugnen, Sir. Ich mag John Sinclair wirklich.«

»Das habe ich bemerkt.«

Glenda wagte es nicht, Sir James in die Augen zu sehen. Statt dessen knetete sie die schlanken Hände ineinander und hob ein paarmal die Schultern. »Wenn man sich fast jeden Tag sieht, bleibt es manchmal nicht aus. Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Doch, ich verstehe es. So alt bin ich noch nicht. Obwohl mich manche schon gern in Pension geschickt hätten, aber so einen alten Esel wie ich, den bekommen sie nicht wieder. Also bleibe ich. Vielleicht werde ich sogar hier hinter dem Schreibtisch sterben oder in meinem Club.« Er winkte ab. »Lassen wir das. Drücken Sie lieber die Daumen, daß die Italiener etwas entdeckt haben.«

Der Superintendent hatte sich bei den letzten Worten erhoben und war ans Fenster getreten.

Glenda saß da und schaute auf den Rücken ihres Chefs. Seine letzten Worte hatten sie nachdenklich gemacht und auch überrascht.

So hatte sie Sir James noch nie reden gehört. Nun, er war auch nur ein Mensch, das hatten diese sehr privaten Worte bewiesen.

Plötzlich zuckte er zurück. Glenda, die dies mitbekommen hatte, war überrascht worden. »Was haben Sie, Sir?« Ihre Stimme klang sehr besorgt. Auch sah sie, daß sich der Superintendent über Stirn und Augen wischte, als wollte er etwas wegputzen.

»Ich habe nichts. Doch ja, ich habe etwas.« Er lächelte. »Beinahe ist es mir so vorgekommen, als wäre dicht vor dem Fenster ein Schatten

vorbeigehuscht.«

»Sie auch?«

»Ach.«

Glenda nickte. »Ja, Sir, ich habe es auch gesehen. Ich stand am Fenster und schaute in die Dunkelheit. Dabei hatte ich das Gefühl, als wäre etwas dicht vor meinen Augen vorbeigeflogen und wäre dann im Dunkel der Nacht verschwunden.«

Sir James nickte. »Dann habe ich mir das Phänomen doch nicht eingebildet. Sieh mal einer an.«

»Wer kann das gewesen sein?«

»Ihre Frage ist berechtigt, Glenda, aber ich kann Ihnen keine Antwort geben.«

»An einen Vogel glaube ich nicht«, flüsterte die dunkelhaarige Frau.

»Wenn es ein Vogel gewesen sein sollte, dann ein ganz besonderer«, erwiderte Sir James.

»Wie haben Sie das gemeint?«

»Kann ich Ihnen auch nicht erklären.«

Nach dieser Antwort schwiegen die beiden. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Es war sehr still im Haus. Geräusche hörten sie fast kaum. Und wenn, dann waren sie außerhalb erklungen. Wie das Jaulen einer Polizeisirene, als ein Wagen zu irgendeiner Nachtfahrt aufbrach.

Das Summen des Telefons unterbrach die Stille. Sir James schaute auf die Apparatur. Es blinkte ein roter Knopf. Für ihn ein Zeichen, daß das Gespräch von auswärts kam.

Möglicherweise Italien…

Der Superintendent nahm ab, meldete sich und vernahm sofort di Contis Stimme. »Das Warten hat sich wohl für Sie gelohnt, Sir«, begann der Italiener.

»Wieso?«

»Ganz einfach. Ich war nicht untätig und habe meine Beziehungen spielen lassen. Es gibt bei uns einige Maschinen, die haben wir mit modernsten Kameras ausgerüstet. Die Aufnahmen werden sofort nach der Landung entwickelt. Aber das nur nebenbei. Die Piloten haben ein bestimmtes Gebiet abgeflogen, es fotografiert und etwas entdeckt, das überhaupt nicht zwischen Weinberge paßt.«

Sir James schaltete richtig. »Ein Flugzeug!«

»Genau.«

Vor der nächsten Frage atmete der Superintendent tief durch, und er schaute die gespannt auf der Stuhlkante sitzende Glenda an, bevor er die nächste Frage stellte. »Ist es zerstört?«

»Nein!« Di Conti heulte die Antwort beinahe in den Hörer. »Das macht uns ja den Kummer. Normalerweise kann eine Maschine dort nicht landen. Wenn eine Maschine es trotzdem versucht, zerschellt sie

zwischen den Rebstöcken.«
»Trotzdem ist sie heil?«
»Genau.«
Sir James schwieg in den nächsten Sekunden. Der immer noch gespannt wartenden Glenda schickte er ein knappes Lächeln zu, das sie einigermaßen beruhigen sollte. Danach fragte er weiter. »Sie haben keine Erklärung, Signore di Conti?«
»Nein, überhaupt keine. Das ist mir rätselhaft. Nicht nur mir, auch den Piloten. Die Sache hat natürlich Wellen geschlagen. Man hat das Militär alarmiert. Eine Spezialtruppe wird in diesem Augenblick starten. Die kommen mit Hubschraubern…«
»Wo war es denn genau?«
»In der Toscana. Gar nicht weit von der Küste entfernt. Eine schöne Gegend, wirklich.«
»Kann ich mir vorstellen«, sagte Sir James. »Nur haben wir davon nichts. Ich frage mich, was wir noch unternehmen können.«
»Die Hubschrauber reichen erst mal.«
Obwohl di Conti es nicht sehen konnte, schüttelte der Superintendent den Kopf. »Nein, sie werden nicht reichen. Ihnen muß doch klar sein, daß die Landung nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Technisch unmöglich, sagen die Fachleute.«
»Das stimmt.«
»Dann können wir davon ausgehen, daß es einen anderen Grund gibt. Und der hat einen Namen.«
»Welchen?«
»Vielleicht werden Sie mich auslachen, Signore di Conti, ich nenne ihn trotzdem. Schwarze Magie.«
Der Italiener lachte nicht. Statt dessen ließ er ein Geräusch hören, das sehr an ein Schnauben erinnerte. Nach einer Weile meinte er:
»Wenn Sie das sagen, Sir.«
»Glauben Sie mir. Was dort geschehen ist, paßt in keine Schublade.«
»Das werden die Soldaten ja feststellen.«
»Glücklich bin ich darüber nicht.«
»Wieso? Ich dachte, Sie wollten eine Aufklärung bekommen.«
»Das schon. Aber die Soldaten werden es unter Umständen sehr schwer haben, dort etwas zu erreichen, das will ich Ihnen gleich sagen, Signore di Conti.«
»Immerhin sind es Spezialisten.«
»Trotzdem. Schwarze Magie reagiert anders. Aber davon einmal abgesehen. Sie werden den Einsatz kaum abblasen können, deshalb gebe ich Ihnen den Rat, vorsichtig zu sein. Schärfen Sie dies der Truppe ein. Sie soll nichts überstürzen. Sehr leicht kann so etwas ins Auge gehen.«
»Ich verspreche es Ihnen. Und Sie bleiben im Hause?«

»Worauf Sie sich verlassen können«, erwiderte der Superintendent. »Ich werde bleiben.«

»Dann hören wir wieder voneinander. Und drücken wir uns gegenseitig die Daumen.« Mit diesen Worten legte di Conti auf. Sir James drehte sich auf seinem Stuhl um.

»Lebt John?« fragte Glenda. Ihre Stimme klang belegt.

»Ich nehme es an. Das Flugzeug jedenfalls ist nicht zerstört. Es ist in einem Gebiet gelandet, wo es eigentlich unmöglich ist, aufzusetzen, aber das soll uns nicht weiter stören. Menschen sind wohl auf den Fotos, die man schoß, nicht entdeckt worden. Das läßt uns natürlich für John Sinclair hoffen.«

Glenda Perkins quälte sich ein Lächeln ab. »So habe ich es eigentlich nicht gesehen, aber Sie haben recht, Sir. Das läßt uns wirklich hoffen. Nur finde ich schade, daß wir nichts unternehmen können. Wir sitzen hier und warten ab.«

Der Superintendent hob die Schultern. »Es ist nun mal das Los eines Mannes, der hinter den Linien steht und den Einsatz leitet. Manchmal bin ich froh, in diesem Falle jedoch nicht. Ich war gern in Italien und hätte mich selbst um die Dinge gekümmert. Soldaten reagieren so, wie man sie ausgebildet hat. Und das kann ins Auge gehen.«

»Meine ich auch«, erwiderte Glenda. Sie wollte noch etwas hinzufügen, als sie ein Geräusch vernahm.

Es war ein leises Klopfen gewesen, und auch Sir James hatte es gehört. Beide wußten auch, wo es aufgeklungen war, und zwar dort, wo sich das Fenster befand.

Sie standen auf.

Sir James war schneller als Glenda. Zudem hatte er näher an der Scheibe gesessen.

Davor lauerte die Dunkelheit. Doch der Superintendent glaubte auch, daß sich innerhalb der dunkelblauen Schwärze etwas bewegte.

Ein Schatten.

Das Fenster war normal nicht zu öffnen. Es besaß keinen Griff.

Aber zur Not ließ es sich kippen. Dabei drehte es sich in der Mitte um die eigene Achse.

Sir James fand den Kontakt, drückte gegen die Rahmen, und das Fenster kippte nach außen.

Frische Luft strömte in den Raum. Nicht nur sie, ein Gesicht war vor der Scheibe zu erkennen. Es gehörte demjenigen, der in der Luft schwebte und Einlaß begehrte.

Glenda sprach den Namen mit erstickt klingender Stimme aus.

»Der Eiserne Engel…«

***

Fünf Sekunden standen Suko zur Verfügung. Verdammt wenig, aber

gleichzeitig auch viel, wenn er normal reagieren konnte und dabei sehr, sehr schnell war.

Und Suko konnte normal reagieren!

Damit hatte er nicht gerechnet. Die Magie des Stabes hatte die andere, die ihn festhielt und ihn gleichzeitig mit den Canottis verband, neutralisiert.

Diese Chance nutzte der Inspektor eiskalt aus. Zwei Personen waren enorm wichtig für ihn.

Zunächst Maria Canotti. Sie hatte bereits ihre Hände ausgestreckt, um den Würfel an sich zu nehmen. Schaffte sie dies, war Janes Lebensfaden gerissen.

Auch Luigi Canotti zählte dabei. Der junge Mann mit der randlosen Brille trug Sukos Waffe, und die wollte der Chinese auf jeden Fall zurückhaben.

Zunächst kümmerte er sich um die Frau. Sie war in ihrer Haltung völlig erstarrt. Und sie merkte nicht, wie der Inspektor vor ihr auftauchte. Zwei harte Schläge trafen sie.

Suko hatte auf ihre Schultern gezielt. Die Frau kippte zurück wie eine Puppe. Sie fiel dort zu Boden, wo sich der Durchgang zum Cockpit befand.

Die beiden restlichen Canottis standen ebenfalls nahe der Vitrine.

Suko brauchte nicht einmal seine Stellung zu ändern, um Luigi zu erwischen. Er hebelte dessen Arm herum, entwand ihm die Beretta und schleuderte den jungen Mann danach quer durch den Passagierraum, so daß Luigi in einen der festgedrehten Sessel fiel.

Genau da war die Zeit vorbei.

Die Canottis erwachten aus der Starre. Romano ebenfalls. Es gelang ihm nicht einmal, etwas zu begreifen, denn plötzlich sah er die Faust des Chinesen dicht vor seinem Gesicht.

Dann traf ihn der Schlag.

Es war ein knochenharter, sehr gezielt durchgeführter Hieb, dem Romano Canotti nichts entgegenzusetzen hatte. Der Mann fiel zur Seite weg, seufzte dabei und legte sich lang, wobei ihn die Schwingen der Bewußtlosigkeit umschlossen.

Canotti hatte kaum den Boden berührt, als Suko einen schrillen Schrei vernahm. Die Mörderin hatte ihn ausgestoßen und Suko damit gleichzeitig bewiesen, daß sie sich sehr schnell zurechtgefunden hatte und nun genau Bescheid wußte.

Sie wollte aufspringen, als der Chinese die geladene Pistole auf Maria Canotti richtete.

»Bleiben Sie liegen!«

Die Canotti hatte ihre Hände gegen die Taille gepreßt und war dabei, die Bola zu lösen. Nun erstarrte sie und schaute den Inspektor haßerfüllt an.

Aus dem anderen Ende des Passagierraumes vernahm Suko ein Stöhnen. Ausgestoßen hatte es Luigi. Sein Blick war glasig, als er beide Arme auf die Sessellehnen stemmte und sich schwerfällig in die Höhe drückte.

»Bleiben Sie sitzen!« befahl Suko, bevor er sich wieder an die Mörderin wandte. »Sie stehen jetzt langsam auf, lösen Ihre Bola, lassen die Waffe fallen und bewegen sich dorthin, wo sich Ihr Sohn befindet. Haben wir uns verstanden?«

»Ja.«

»Dann los.« Suko ließ die Frau nicht aus den Augen. Sie war die treibende Kraft in der Familie. Was sie sagte, das wurde getan. Auf sie hörte man, und Suko sah ihr an, daß sie sogar bereit war, ihren Mann und den Sohn in den Tod zu schicken.

Das wollte er vermeiden.

Sie bewegte sich nicht mehr so geschmeidig. Das goldene Gesicht glich einer glatten Maske. Nur die Augen leuchteten düster. Sie versprachen Fürchterliches.

Der Inspektor ließ sich von dem Blick dieser Person nicht einschüchtern. Jetzt nicht mehr, wo er es überstanden hatte und er nicht mehr unter dem magischen Bann der Canottis stand.

»Die Bola!«

Maria blieb stehen. Sie grinste dabei. »Natürlich, ich habe sie nicht vergessen.« Ihre Hände näherten sich der Hüfte, um dort den gefährlichen Gürtel zu lösen. Dabei ließ sie Suko keinen Augenblick aus den Augen, und der Chinese wartete gespannt.

»Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast«, sagte die Frau. »Aber mir ist klar, daß du gefährlicher bist, als wir angenommen haben. Noch gefährlicher möchte ich sagen.«

»Reden Sie nicht.«

Maria schwieg. Dafür schaute sie Suko an. Dieses Anschauen ging dem Inspektor im wahrsten Sinne des Wortes unter die Haut. Der Stab hatte den Bann gelöst, unter dem Suko gestanden hatte. Nun mußte er feststellen, daß er noch immer nicht ganz frei war.

Die Canottis gewannen wieder die Oberhand, vielmehr Maria Canotti, auf deren goldenen Lippen sich ein kaltes, grausames Lächeln gelegt hatte.

Suko stellte fest, daß eine andere Kraft auf ihn einströmte, seine eigene zurückdrängte und Maria Canotti ihm ihren Willen eisern aufzwang.

Dabei kam sie Sukos Aufforderung nach und löste die Bola an ihrer Hüfte. Sie gab sich sehr sicher. Zu verlieren hatte sie nichts, denn sie verließ sich voll und ganz auf ihren Willen.

Und Suko spürte die Kraft immer stärker werden. Wenn Blicke hätten brennen können, wäre Sukos Seele wohl aus dem Körper geflammt

worden.
Suko hielt die Waffe in der Hand. Er merkte aber, daß die Mündung anfing zu zittern. Eine nur leichte Bewegung, die er nicht unter Kontrolle halten konnte.
»Na?« höhnte Maria. Sie hatte die Bola mittlerweile von ihrer Hüfte gelöst und hielt sie so in der Hand, daß die drei Kugeln anfingen zu schwingen und gegeneinander klackten.
Diese Geräusche, an ein Metronom erinnernd, hallten in Sukos Schädel wider. Ihr Echo schwang durch den kleinen Passagierraum des Luxusjets und brachte auch Luigi wieder auf die Beine.
Heftig hörte Suko ihn atmen. Und dann seine Stimme. »Mama«, sagte der junge Mann. »Mama, mach ihn fertig. Sieh zu, daß er stirbt. Wir brauchen ihn nicht mehr. Ändere den Plan! Er soll…«
»Sei ruhig, mein Lieber. Ich bin soeben dabei, ihn langsam zu vernichten.«
Suko vernahm die Worte, als hätte die Frau sie zuvor gefiltert.
Eine Folge ihrer geistigen Kraft, der Suko nichts entgegenzusetzen hatte, obwohl er sich dagegen stemmte.
Der Chinese war ein Mann der Meditation. Er gehörte nicht zu den Hektikern. Seine Erziehung war eine andere gewesen, und er hatte seine seelische Kraft immer dann eingesetzt, wenn es ihm nötig erschien.
Auch jetzt kämpfte er verzweifelt. Er bot diesen fremden, schrecklichen Gedanken die Stirn, aber er kam nicht dagegen an. Für ihn gab es nur eine Lösung für eine Befreiung und auch dafür, daß Jane Collins weiter existierte.
Die Lösung der Gewalt.
Deshalb mußte er schießen!
Vor ihm stand die Frau. Locker hielt sie die Bola in der Hand.
Noch immer klackten die Kugeln. Ein irres Geräusch, normalerweise lächerlich, aber hier verzerrt klingend, so daß es dem Chinesen bis tief unter die Haut drang. Er verglich es schon mit einem Todesrhythmus, der auch nicht aufhören würde, wenn der Chinese selbst am Jenseits anklopfte.
Daß dies irgendwann geschah, lag auf der Hand, denn die Familie kannte kein Pardon.
Es fiel Suko schwer, überhaupt Luft zu holen. Und noch schwerer fiel es ihm, die nächsten Worte auszustoßen.
»Ich… ich werde damit schießen!« keuchte er. »Verdammt, ich mache es. So einfach …«
»Einfach?« Maria lachte. »Natürlich ist es einfach. Drück ab, Chinese! Du brauchst nur den Zeigefinger zu krümmen. Los, überwinde dich selbst! Oder soll ich dir dazu den Anstoß geben?«
Es war keine hypothetische Frage, sie war von Maria so gemeint, wie

sie gestellt worden war.

Schießen!

Suko vernahm den Befehl. Und er überwand sich. Ein Zucken seines rechten Zeigefingers, mehr war es wirklich nicht, um die Funktion der Waffe in Gang zu setzen.

Der Schuß peitschte auf.

Suko sah sogar noch das Mündungsfeuer blaß leuchten, und er bekam auch mit, wie die Kugel dicht oberhalb der Stelle, wo die Bola gehangen hatte, gegen oder in den Körper der Maria Canotti hämmerte.

Ein mit hoher Wahrscheinlichkeit tödlicher Treffer, der Maria Canotti einen Schlag versetzte und sie zurücktaumeln ließ, wobei sie mit ihrem Rücken die Innenwand des Flugzeugs berührte.

Luigi schrie auf. Er stand geduckt da, sein goldenes Gesicht war verzerrt, die zehn Finger hatte er über dem Kopf zusammengeschlagen, und Suko sah ihm die Angst an, die er um seine Mutter hatte.

Auch Suko glaubte an einen Erfolg. Sekundenlang konnte er wieder normal denken und handeln, bis ihn der Bann abermals traf und er mit ansehen mußte, wie die Frau sich erhob.

Von der Wucht des Treffers war sie nur für einen Moment zusammengesackt. Jetzt schüttelte sie sich und stellte sich wieder aufrecht hin, wobei abermals ein kaltes Lächeln ihre Lippen kräuselte, als sie den Inspektor anschaute. »Wir sind unverwundbar. Deine Waffen nutzen dir nichts. Wer sich einmal dazu aufgerafft hat, den goldenen Skeletten zu dienen, der steht unter ihrem Schutz. Hast du das begriffen, Chinese? Wir stehen unter ihrem Schutz!«

Es fiel Suko nicht nur schwer, Luft zu holen, auch eine Antwort wollte ihm nicht so leicht über die Lippen dringen. Sie war mehr ein Krächzen, als er sagte: »Ja, schon gut, ich weiß es jetzt.«

»Deshalb wirst du auch verlieren!« Als sie die Worte aussprach, begann sie bereits damit, die Bola zu schwingen.

Auch Luigi Canotti sah dies und löste sich von seinem Platz. »Ich will dabei sein, wenn du ihm den Kopf von den Schultern reißt!« giftete er und ballte die Hände.

Sukos Arm sank nach unten. Der Inspektor befand sich wieder voll unter Kontrolle der anderen. Aus dem linken Augenwinkel bekam er mit, wie sich der dritte Canotti erhob.

Es fiel Romano unsagbar schwer, sich auf die Füße zu stemmen.

Gegen Kugeln, sogar solche aus geweihtem Silber, war er resistent, aber nicht gegen harte Schläge.

Er mußte sich abstützen. Die Brille hing schief auf seinem Nasenrücken. Dennoch sah er gefährlich und nicht lächerlich aus.

Seine Frau schwang die Bola. Die beiden Männer überließen alles der

Mutter.
Sie richtete es schon in ihrem Sinne.
Und ihr Lachen hallte durch den Passagierraum, während die erste Kugel das Band in einen wilden Kreis zog, dabei surrende Geräusche verursachte, und der Kreis auch immer enger wurde, wobei er einen regelrechten Wirbel produzierte.
Suko stand wie eine Eins.
Einen Lidschlag später nicht mehr. Da traf ihn die erste Bolakugel.
Er hatte schreckliche Angst davor, daß sie ihm den Kopf zerschmettern würde. Sie tauchte dicht vor dem Gesicht auf, bekam jedoch einen Drall, berührte fast noch sein Ohr und hämmerte wuchtig gegen seine linke Schulter.
Auch er war zu einem Goldenen geworden. Vielleicht auch resistent gegen Kugeln, aber nicht gegen Schläge.
Beinahe hatte er das Gefühl, sein Arm würde ihm abgerissen, so böse war der Schmerz. Auf den Beinen konnte er sich nicht mehr halten, knickte ein und kassierte den nächsten Treffer, der ihm die Füße unter dem Körper wegriß.
Schwer fiel Suko auf den Boden des Flugzeugs. Durch den Aufprall verlor er auch die Beretta, denn in seiner Hand spürte er so gut wie kein Gefühl mehr.
»Die nächste Kugel wird deinen Kopf zerschmettern!« versprach ihm die Frau und begann damit, die Bola schnell zu drehen. Sie wollte noch etwas hinzufügen, als ein Ereignis eintrat, das ihr praktisch die Worte vom Mund riß.
Von außerhalb entstanden Geräusche.
Motorengebrumm, das Flappern der Rotorblätter, bekannte, dröhnende Laute, die auch Suko hörte.
Der Arm sank nach unten. Für den Moment war der Chinese gerettet.
Hätte er jetzt nicht unter dem Bann der Frau gestanden, wäre es eine Chance gewesen, denn die Familie Canotti zeigte sich ziemlich durcheinander. Niemand wußte, was da draußen geschehen war.
Maria behielt Suko im Blick, Romano Canotti war noch nicht voll wieder da, so daß Luigi, der Sohn, die Initiative ergriff.
Er lief auf den offenen Ausstieg zu und vergaß auch nicht, Suko in die Seite zu treten, als er ihn passierte.
Er war vorsichtig, stellte sich nicht voll in den Ausstieg, sondern drückte sich daneben an die Wand. Dann schob er seinen Kopf vor und wurde geblendet, denn einer der Hubschrauber hatte seinen Suchscheinwerfer eingeschaltet und schickte das grellweiße Licht wie eine große Glocke auf das kleine Plateau.
Die Umgebung des Hubschraubers wurde erhellt. Das Licht machte die Nacht zum Tag und schuf die Möglichkeit, um den zweiten Hubschrauber landen zu lassen.

Das sah Luigi. Wie von der berühmten Tarantel gebissen, zuckte er zurück und herum.

»Verdammt!« schrie er. »Sie landen! Und die Kerle sind bewaffnet!«

Suko schöpfte wieder Hoffnung…

***

Der Eiserne Engel!

Sir James und Glenda hatte viel von dieser sagenumwobenen Figur gehört, sie aber bisher nicht zu Gesicht bekommen. Nur mehr aus Beschreibungen kannten sie ihn.

Nun war er da!

Er mußte schon eine Weile um das Yard Building geschwebt sein und nach einer Möglichkeit gesucht haben, es unauffällig zu betreten, denn der Eiserne Engel selbst war auffällig genug.

Eine gut zwei Meter große Gestalt mit menschlichem Aussehen.

Seine Haut sah aus wie graues Gußeisen, wobei sie noch einen bronzefarbenen Schimmer hatte, der besonders dann auffiel, wenn der Eiserne Engel durch die Strahlen der Sonne flog. Auch sein Haar hatte diese Farbtönung und die Kleidung, die er trug, ebenfalls, denn sie bildete mit seinem Körper zusammen eine Einheit, da sie auch nicht flatterte, wenn er durch die Lüfte flog.

Ein Mensch und doch kein Mensch, denn der Eiserne Engel besaß etwas, das ihn als Engel identifizierte.

Große, aus dem Rücken wachsende Flügel, die ebenfalls in der grauen Farbe schimmerten.

Durch ihre Hilfe konnte er sich bewegen. Da zerschnitt er die Lüfte, sie brachten ihn mit manchmal kaum faßbarer Geschwindigkeit zu seinem Ziel. Bewaffnet war die Gestalt des Guten ebenfalls. In einer Scheide trug er ein schweres Schwert, das er nie aus der Hand gab, denn nur er war in der Lage, es richtig zu führen.

Und er besaß noch etwas.

Das magische Pendel.

Es hatte ihm einmal gehört. Das Pendel bestand aus einem Stein, der aussah, als wäre ein dicker Blutstropfen regelrecht eingefroren.

Er schimmerte auch in derselben dunkelroten Farbe. An einer Lederschnur hing das Pendel um den Hals des Eisernen.

Um dieses Pendel hatte es zahlreiche Kämpfe gegeben, bis es dem Eisernen endlich gelungen war, es in seinen Besitz zu bringen. Denn allein durch dieses Pendel war er in der Lage, die gefährlichen Erdgeister zu beschwören und manches Grauen, das der Tiefe entstieg, zu stoppen.

Dies wußten Glenda und Sir James, obwohl sie beide den Eisernen noch nicht in Aktion gesehen hatten.

Er war durch das Fenster gekommen und hatte sich tatsächlich eine

Überraschung ausgedacht. Selbst Sir James war durcheinander.

Er merkte es kaum, daß er das Fenster wieder schloß, denn diese Bewegungen geschehen automatisch.

Danach drehte er sich um, sah den Gast in seinem Büro stehen und sich vor Glenda Perkins verneigen. Wie ein Kavalier der alten Schule begrüßte er die Sekretärin des Geisterjägers, die ebenfalls noch mit ihrer Überraschung zu kämpfen hatte, denn sie war bleich geworden und schüttelte den Kopf.

Sir James ging zu seinem Schreibtisch.

Jetzt benötigte er einen kräftigen Schluck von seinem »Magenwasser«.

»Ich hoffe, mein Eintreffen hat euch nicht zu sehr geschockt«, sagte der Gast aus einer fernen Zeit.

»Wir werden es überleben«, erwiderte Sir James. »Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

»Nein, ich bleibe stehen.«

»Gut.«

»Sie wissen, wer ich bin?« Mit dieser Frage wandte er sich an Glenda Perkins.

»Ja, der Eiserne Engel.«

»Genau. John Sinclair wird Ihnen sicherlich von mir berichtet haben. Und um ihn geht es.«

»Sie wissen, wo er sich befindet?« fragte Sir James rasch.

»Eigentlich ja.«

Als Sir James und Glenda ihn überrascht anschauten, entschloß sich der Besucher zu einer weiteren Erklärung. »Ich gehe davon aus, daß sich John im alten Atlantis befindet.«

»Demnach tief in der Vergangenheit«, sagte Sir James.

»So ist es, wobei ich mir fast sicher bin, daß er etwas erleben wird, das vor langer Zeit einmal eine epochale Wirkung gehabt hatte. Die Geburt des Schwarzen Tods!«

Diesen fürchterlichen Dämon kannten natürlich beide. Besonders Sir James, denn er war damals dabei gewesen, als es dem Geisterjäger gelang, die rechte Hand des Teufels mit Hilfe des Kreuzes zu vernichten.[5]

Und nun sollte John dabei sein, wie der Schwarze Tod entstand?

Eine kaum glaubhafte Vorstellung. Auch Sir James fiel es schwer, sie zu begreifen. Bisher hatte er gesessen, nun stützte er sich ab und stemmte beide Hände auf die Schreibtischplatte, um in dieser Haltung zu bleiben.

Er schaute den Eisernen Engel an. Die Brille mit den dicken Gläsern war ein wenig nach vorn gerutscht, und die Stimme des Superintendenten klang skeptisch, als er die nächste Frage stellte.

»Stimmt es auch, was Sie uns da gesagt haben?«

»Ja, es stimmt.«
»Und woher wissen Sie das?«
Über das starr wirkende Gesicht des Besuchers zuckte ein kaum merkliches Lächeln. »Man sollte mich eigentlich kennen, denn für mich existieren weder Zeit noch Raum. Nur magische Barrieren können mich aufhalten, und mich interessiert alles, was mit Atlantis zusammenhängt. Auch die Vergangenheit des Kontinents. Ich kann in diese Zeit hineinfliegen, wobei es mir nicht gelingt, an den Ereignissen etwas zu verändern. Es ist mir also nicht möglich, die Historie zu beeinflussen, das wird auch John Sinclair nicht gelingen.«
»Dann kann er auch nicht getötet werden!« sagte Glenda schnell.
»Sonst hätte er in der Zukunft nicht gelebt.«
»Das stimmt. Nur kann anderer Schaden angerichtet werden. Deshalb ist es wichtig, daß wir John unterstützen.«
»Bleiben Sie vorerst bei Ihren seltsamen Reisen«, sagte Sir James.
»Sie haben demnach festgestellt, daß sich John in Atlantis befindet und die Geburt des Schwarzes Tods erlebt.«
»Ja, zusammen mit einem Mädchen oder einer jungen Frau.«
Glenda wollte etwas bemerken, doch Sir James schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab, bevor sie es noch ausgesprochen hatte.
»Aber ich habe andere Informationen!« hielt der Superintendent seinem Besucher vor.
»Und welche?«
»Das will ich Ihnen sagen. Es liegt nicht lange zurück, da hatte John Sinclair ein einschneidendes Erlebnis. Es war ihm gelungen, den Planet der Magier zu finden. Und nicht nur das. Es gelang ihm ferner, diesen Planeten zu betreten. Was ich jetzt sage, weiß ich nicht aus eigener Anschauung, verlasse ich mich auf John Sinclairs Berichte. Dieser Planet der Magier ist ungemein vielschichtig. Er ist eine Welt für sich. Es gibt dort Gebiete, die nur aus Gebirgen bestehen, daneben Einöden, Wüsten oder Sümpfe. Und John Sinclair ist es gelungen, einen Blick auf den geheimnisvollen Höllensumpf zu werfen. Damals wurde ihm gesagt, ich weiß nicht mehr von wem, daß der Schwarze Tod diesem Sumpf entstiegen wäre. Stimmt das?«
»Ich streite es nicht ab«, erwiderte der Eiserne Engel.
Sir James schob die Brille hoch und nickte wie ein Staatsanwalt, dem es gelungen war, einen Schwerverbrecher zu überführen. »Das hatte ich wissen wollen, denn der Planet der Magier ist nicht Atlantis. Er kreist um den Kontinent, der vor über 10 000 Jahren versank, also kann John gar nicht im alten Atlantis gefangen sein, sondern auf dem Planet der Magier, der ja Arkonada gehört haben soll, wie ich auch von Sinclair erfuhr.«
»Da gebe ich Ihnen recht.«
Diese Antwort erstaunte den Superintendenten. »Wieso behaupten Sie

dann, daß sich John in Atlantis aufhält?«
»Ganz einfach«, erwiderte der Eiserne Engel. »Weil Atlantis und der Planet der Magier für mich zusammengehören. Sie sind meiner Auffassung nach eins geworden.«
»Und als der Kontinent versank?«
»Blieb der Planet bestehen, ebenso wie die Leichenstadt, die sich die Großen Alten aufgeteilt hatten, damit jeder Dämon über ein gewisses Gebiet herrschte.«
Sir James schüttelte den Kopf. »Das ist mir zu hoch«, gab er zu.
»Vielleicht sprechen wir von den gleichen Dingen, aber mit zwei verschiedenen Zungen.«
»Das wird es wohl sein.«
»Außerdem fällt mir da noch etwas zu John Sinclairs Bericht ein. Wenn ich mich nicht irre, kann der Planet auch beeinflußt werden. Und zwar von träumenden Menschen. Ihre Träume, ihre vom Unterbewußtsein hochgespülten Gedanken werden auf jener Welt realisiert. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß der Planet nur mehr ein Traumgebilde ist. Man kann auch sagen Hirngespinst, aber ein gefährliches.«
»Das stimmt nicht«, widersprach der Eiserne Engel. »Es gibt diesen Planeten, der unter dem Einfluß Arkonadas stand. Und es gibt auch das Gebiet der Träumer.«
»Wieso Gebiet?«
»Nicht die gesamte Fläche des Planeten wird durch träumende Menschen beeinflußt, sondern nur ein Teil davon. Der Planet ist, wie Sie schon vorhin andeuteten, sehr vielschichtig. Es gibt Urwälder, Wüsten, Sümpfe und Meere. An einigen Stellen, die durch Träumende zu beeinflussen sind, sogar Städte oder Ortschaften…«
Sir James winkte ab. »Ich glaube Ihnen. Sie kennen sich besser aus. Was ich sage, ist Theorie, denn ich war nie dort.«
»Möchten Sie hin?«
»Nur im Notfall.«
»Dann werde ich mich wohl auf den Weg machen, denn für Sie kann die Welt vernichtend sein.«
»Auch mich kann man nicht auslöschen.«
»Das nicht, aber schweren Schaden zufügen.« Nach dieser Antwort schaute der Eiserne Engel Sir James an und bemerkte bei ihm noch immer die Skepsis. »Was ist noch unklar?«
Sir James nahm einen Bleistift hoch und warf ihn wieder zurück auf die Platte. »Vieles.«
»Klären Sie mich auf.«
»Bleibt Ihnen denn die Zeit?«
»Dieser Begriff spielt in meinem Dasein keine Rolle!« Der Eiserne Engel lächelte. »Bitte!«

Der Superintendent verließ seinen Platz hinter dem Schreibtisch und begann mit einer Wanderung durch das Büro. Er schaute auch auf Glenda, die, still und blaß im Gesicht, zuhörte. Dann begann er mit seinen Erläuterungen. Er berichtete von den Versuchen eines Pierre Trudot, von den Parties der Studenten in den Katakomben von Paris, von den Riesenratten und von der Entführung des Jets nach Italien.

Schweigend lauschte der Eiserne und gab die Antwort, als Sir James ihn fragte: »Haben Sie das alles gewußt?«

»Nein, ich war nicht über die Vorgänge informiert.«

»Eben. Ich erfuhr es von John Sinclair telefonisch. Einen weiteren Bericht wollte er mir persönlich geben, dazu ist es nicht mehr gekommen. Diese Probleme sind uns bekannt, doch es besteht noch eines, von dem ich Ihnen nichts erzählt habe. Jane Collins.«

»Die Hexe?«

»Ja.« Sir James nickte. »Ich merke schon, daß Sie diese Person kennen. Ob Hexe oder nicht, sie ist in den Kreislauf des Schreckens hineingeraten und hat verloren. Man nahm ihr das Herz, steckte sie in die Vitrine der Eisherzen und legte ihr den Würfel des Unheils auf den Schoß. Begreifen Sie schon, was geschah?«

»Noch nicht.«

Der Superintendent lachte auf. »Es ist auch zu unwahrscheinlich, was ich Ihnen weiter zu berichten habe. Sie können es vielleicht selbst nicht fassen, aber es stimmt. Man hat Jane Collins das Herz genommen. Dennoch lebt sie weiter, wahrscheinlich durch den Würfel. John Sinclair erhielt eine Information darüber, wie es zu schaffen ist, daß Jane Collins auch ohne den Würfel existiert.« Sir James blickte seinen Besucher scharf an. »Und jetzt hören Sie genau zu. Um Jane die Chance ermöglichen zu können, brauchte John nur eines zu tun. Er mußte die drei goldenen Skelette finden. Das war alles.«

Auch Glenda hatte nicht gedacht, daß sich der Eiserne Engel überraschen ließ. Nach dieser Erklärung des Superintendenten zeigte er sich überrascht. »Die goldenen Skelette?« hauchte er.

»Genau die. Sie kennen die drei?«

»Ja, und wie!«

»Dann berichten Sie.«

»Ich kann Ihnen nur das sagen, was es im alten Atlantis oder auf dem Planeten der Magier gegeben hat. Dort existiert tatsächlich ein Gebiet, das sich Höllensumpf nennt. Wenn etwas Böses aus den Tiefen des Planeten geboren werden sollte, stieg es aus dem Höllensumpf. Das wußten die Magier inzwischen, aber nicht nur welche, die sich mit den finsteren Mächten beschäftigten und den Großen Alten dienten, sondern auch die Weißmagier. Sie schlossen sich eines Tages zusammen – es war noch lange vor dem Untergang –, um einen

Gegenpol zu bilden. Das Metall, das in dieser heutigen Welt eine so große Bedeutung besitzt, war in Atlantis im Überfluß vorhanden, nämlich Gold. Und es wurde damals für weißmagische Zwecke verwendet. So ließen drei Magier einen Bau errichten, der die Kraft des Sumpfes neutralisieren sollte. Es war ein pyramidenartiges Bauwerk, das sie mitten in den Höllensumpf stellten. Geweiht war die Pyramide durch die Kräfte des Lichts, aber das reichte den drei Magiern nicht aus. Sie beschlossen nach langen Reden, sich selbst in das Bauwerk einmauern zu lassen, um die Kräfte des Bösen an Ort und Stelle zu bekämpfen. Das bedeutete gleichzeitig Gefahr, denn die Magier waren Menschen. Sie hatten vieles geschafft, doch den Tod konnten sie nicht besiegen. Aus diesem Grunde starben sie auch, noch immer eingeschlossen in der Pyramide. Eigentlich hätten sie zu Staub zerfallen müssen, das geschah nicht, denn die finsteren Mächte merkten, daß die Kraft der drei Magier durch deren Tod nachgelassen hatte. Nun konnten sie die Pyramide übernehmen. Und sie rächten sich furchtbar. Das Gold, aus dem das Bauwerk errichtet worden war, wurde den dreien zum Verhängnis. Man polte sie um. Was einst dem Guten gedient hatte, das kämpfte nun für die finstere Seite. Die Mächte des Sumpfes übernahmen die Kontrolle. Sie ließen die drei Skelette nicht verfallen. So war es auch von den Magiern selbst vorgesehen worden. Wenn sie jemand in irgendeiner fernen Zukunft fand, wollten sie als goldene Skelette gefunden werden. Das geschah. Ihnen fiel das Fleisch von den Knochen, die Gerippe aber blieben und wurden im Laufe der Zeit golden. Es ging ferner die Mär um, daß die anderen Mächte den Wunsch gehabt hatten, die Pyramide zu vernichten. Das passierte nicht. Was mit so großer Mühe aufgebaut worden war, wollten sie behalten, deshalb wurde das Bauwerk nicht allein neutralisiert, sondern auf die andere Seite gezogen, damit es denen diente, die innerhalb des Sumpfes hockten.«

»Und das war unter anderem der Schwarze Tod?« sagte Sir James.

»Ja, so ist es. Noch war er nicht geboren, aber die Großen Alten, diese Urdämonen, auf die die gesamte Schwarze Magie des alten Atlantis zurückgeht, wollten etwas schaffen wie einen Stellvertreter, der in Atlantis für sie kämpfte. Er sollte auch noch die letzten Reste dieses Kontinents unter seine Kontrolle bekommen. Es durfte keine Weiße Magie mehr geben. Dafür wurde der Schwarze Tod erschaffen. Er tat dies auch. Es hat lange Kämpfe gegeben, selbst die schwarzmagische Seite war teilweise gegen ihn – siehe Myxin –, bis der Schwarze Tod einen Fehler machte und sich dem verschrieb, der ihn dazu überredete. Es war der Teufel. Atlantis gab es schon nicht mehr, der Schwarze Tod war entkommen und diente fortan dem Satan.«

Nach diesem Bericht schwiegen die drei. Glenda und Sir James

mußten die Worte erst einmal verdauen. Schließlich fragte der Superintendent: »Was hat das alles mit den goldenen Skeletten zu tun? Wie verhielten sie sich?«

Der Eiserne Engel zeigte sich ein wenig ratlos. »Ich weiß nicht, wie es geschah und was im einzelnen passierte. Ich kann nur einen großen Rahmen abstecken, jedenfalls hielten sich die goldenen Skelette an der Seite des Schwarzen Tods. Ob sie seine Leibwächter waren oder nicht, kann ich auch nicht sagen, aber sie besaßen überirdische Kräfte. Das heißt, diejenigen Menschen, die mit ihnen in Berührung kamen, waren geschützt, wenn sie sich auf ihre Seite stellten.«

Sir James nickte. »All right, das will ich mal so hinnehmen. Nur überlege ich, aus welchem Grunde man John Sinclair und Suko nach Italien entführte. Was kann sich dort abgespielt haben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Könnten Sie nicht nachschauen?« fragte Glenda und sprang von ihrem Stuhl in die Höhe. »Wie Sie selbst behauptet haben, spielt die Zeit für Sie keine Rolle.«

Der Eiserne Engel lächelte und nickte. »Das könnte ich natürlich. Dabei frage ich mich allerdings, was wichtiger ist. Dieser Ort in Italien oder John Sinclair auf dem Planet der Magier.«

»John«, erwiderte Glenda.

»Eben.«

»Ich habe noch eine Frage«, sagte Sir James. »Welche Rolle spielte eigentlich Arkonada?«

»Ihm gehörte der Planet.«

»Das weiß ich. Aber bei der Entstehung des Schwarzen Tods.«

»Überhaupt keine«, erwiderte der Eiserne Engel. »Wie Sie wissen, ist der Planet sehr groß und in zahlreiche Gebiete aufgeteilt. Arkonada spielte im Höllensumpf keine Rolle.«

Sir James nickte zufrieden. »Damit hätten wir gewissermaßen ein Problem weniger.«

»Das stimmt natürlich«, erklärte der Eiserne Engel. »Aber denken Sie an meinen Bericht. Ich habe etwas mitgeteilt, das praktisch nur ein winziges Steinchen in dem gewaltigen Mosaik ist, das man mit dem Namen Atlantis umschreiben kann.«

Es waren Worte, über die es sich nachzudenken lohnte. Das tat auch Sir James. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, ist Atlantis so groß und gewaltig, daß wir gegen seine schwarzmagischen Kräfte normalerweise nichts ausrichten können.«

»Das stimmt.«

»Dann können wir aufgeben.«

»Nein, das nicht. Wir müssen uns nur gewisse Punkte heraussuchen und dort Stiche versetzen, wo sie tödlich sind oder zumindest sehr schmerzen. Auch die Großen Alten sind nicht unsterblich, Sir James.«

»Obwohl sie mir manchmal so vorkommen«, erklärte der Superintendent. »Sie kriegen die Unterstützung, die sie benötigen. Und welche haben wir?« Er hob die Schultern. »So gut wie keine. Sie doch auch nicht.«

Der Eiserne Engel wiegte den Kopf. »Das würde ich nicht so sehen. Es gibt noch die Stummen Götter. Sie können mir manchen Ratschlag geben. Denn sie wissen sehr viel.«

»Dann hoffe ich für uns alle, daß sie auch John Sinclair zur Seite stehen werden.«

»Ich auch, Sir James.« Der Eiserne Engel trat ans Fenster. »Mein Besuch ist beendet. Ich wollte Ihnen nur ein wenig Hoffnung geben.«

»Das ist dir gelungen«, sagte Glenda.

Der Eiserne lächelte ihr zu und sah zu, wie Sir James das Fenster öffnete und ihm den Weg freigab.

Sekunden später war er verschwunden. Das Dunkel der Nacht oder der Himmel über London hatte ihn verschluckt. Vielleicht aber war er auch eingetaucht in das Gefüge aus Zeit und Raum, das nicht sichtbar war, nur mathematisch erfaßt werden konnte und für ein Wesen wie den Eisernen Engel nicht existierte.

Glenda schaute minutenlang in die Dunkelheit hinaus. Nach einer Weile flüsterte sie: »Welch eine Person!«

Sir James war trotz der ernsten Lage ein wenig zu Scherzen aufgelegt, denn er fragte: »Haben Sie sich auch in ihn verliebt…?«

Glenda fuhr herum. »Sir, ich bitte Sie!«

Der Superintendent lachte. »Das wäre auch schwer vorstellbar. Was wollen Sie schon mit einem Mann aus Eisen, nicht wahr…?«

***

Schwarze Magie ermöglicht das, von dem viele Menschen träumen.

Für diejenigen, die sie beherrschen, gelten andere Gesetze oder überhaupt keine, wenn man weltliche Maßstäbe anlegte. Ich hatte auch erst umdenken müssen, und dies war mir nur nach einer gewissen Zeit gelungen. Nun aber ließ ich mich eigentlich durch nichts mehr überraschen. Daß es dennoch hin und wieder dazu kam, lag an der Vielfalt schwarzmagischer Kräfte und Handlungen. Auch hier, als Gefangener des Planeten, erlebte ich wieder das, wozu die andere Seite fähig war.

Noch brauste mir gewissermaßen der Nachhall des Orkans durch den Schädel, als ich sah, was mit der Pyramide geschehen war.

Sie brach auseinander, als hätte sie den Gewalten nicht trotzen können.

An der Seite, auf die wir starrten, waren breite Risse entstanden.

Manche von ihnen liefen im Zickzack wie eingefrorene Blitze.

Andere kamen mir wie ein auf eine Landkarte gezeichneter Fluß vor,

mit all seinen Windungen.

Das Gold, vorhin noch so strahlend hell, wirkte plötzlich matt, stumpf und glanzlos.

Wie pechschwarze Arme krochen lange Schleimfäden aus dem Sumpf hervor und bewegten sich entgegen einer Erdanziehungskraft.

Gleichzeitig quoll die Masse aus den Spalten. Sie drückte von innen dagegen und verbreiterte durch diesen Druck die Risse.

Ich hatte von der Geburt des Schwarzen Tods gehört, und ich glaubte fest daran, daß dieses Ereignis dicht bevorstand. Diesmal hatte sich die Luft tatsächlich verändert. Man sagt manchmal, daß Luft zu fühlen ist.

Hier erlebte ich dieses Phänomen. Es schwebten Kräfte, die ich fühlen konnte. Nur waren es keine guten, sondern gefährliche, grausame und böse, die mir den Schauer des Unheils über den Rücken trieben.

Die Aura verdichtete sich. Ihre Zentrale befand sich bei der halbzerstörten Pyramide, die, so hatte ich das Gefühl, auch kleiner geworden war, und zwar deshalb, weil sie tiefer sackte. Der Sumpf war dabei, sie zu verschlingen.

Auch uns?

Unwillkürlich schaute ich nach unten. Nein, wir standen noch auf dem Weg, zwar zum Teil im Schlamm, aber den hatte uns der Orkan entgegengefegt.

Nach unserer Entdeckung hatten wir noch kein Wort miteinander gesprochen. Auch Claudine mußte den Schock verdauen. Erst nach einer Weile drehte sie den Kopf. Ihre Augen waren groß geworden.

Fragend blickten sie mich an. »Wie ist das möglich?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

»Aber du hast doch für alles eine Erklärung.«

»Es schmeichelt mir zwar, doch es ist übertrieben. Wir müssen uns eben überraschen lassen.«

»Scheint mir auch so«, Claudine zog die Schultern hoch, als würde sie frösteln.

Wir hatten vorgehabt, auf die Pyramiden zuzugehen. Ich sah keinen Grund, es nicht mehr zu tun, denn wohin hätten wir sonst laufen sollen?

Zurück bestimmt nicht, der dichte Wald und der Sumpf konnten mir beide gestohlen bleiben.

Ich nahm Claudine an die Hand. Wie ein kleines Kind kam sie mir vor, und ich hatte das Gefühl, ihr großer Bruder zu sein.

Es war schon beeindruckend und furchterregend, was sich da vor unseren Augen abspielte. Je mehr wir uns der Pyramide näherten, um so stärker wurde der Geruch des Bösen.

Ja, ich roch ihn.

Das war nicht übertrieben. Dieser modrige Geruch, der mich an alte Leichen und verfaulendes Laub erinnerte. Auch nach brackigem Wasser stank es. Zudem blieb es nicht ruhig. Der Sumpf arbeitete, als würde ein unheimliches Leben in ihm stecken. Um uns herum schmatzte und klatschte es. Da stiegen Blasen an die Oberfläche kleiner, dunkler Tümpel. Dort zerplatzten sie mit blubbernden Geräuschen und entließen einen Gestank, der uns den Atem raubte.

Ich dachte an die Horror-Reiter. Noch hatte ich sie nicht wieder zu Gesicht bekommen, und auch von den drei goldenen Skeletten war nichts zu sehen. Das alles sollte mich nicht kümmern, denn trotz der Beklemmungen war ich gespannt darauf, den zu sehen, der aus dem Sumpf steigen sollte, weil hier seine Geburtsstunde war.

Schon jetzt dachte ich darüber nach, wie mir wohl zumute sein würde, den Schwarzen Tod wiederzusehen. Was war ich damals froh gewesen, als ich ihn hatte vernichten können, und nun sollte ich den Beginn dieses Dämons erleben.

Weit in der Ferne und hoch am düsteren Himmel schwebend, ballte sich etwas zusammen. Es war ein rötliches Licht. Zuerst nur ein Punkt.

Wenn ich ihn vergleichen sollte, nicht größer als eine Hand, aber er breitete sich aus. Nahm an Volumen zu und erinnerte mich schon bald an die normale Größe der Sonnenscheibe, wenn ich sie von der Erde aus sah.

Auch Claudine hatte das Licht gesehen. »Was ist das?« hauchte sie.

»Ein Zeichen.«

»Des Bösen?«

»Bestimmt.«

»Dann könnte es uns auch vernichten?« erkundigte sie sich voller Angst.

Ich schüttelte den Kopf. »Daran möchte ich nicht glauben. Nein, es wird das Licht sein, das leuchtet, wenn der Schwarze Tod diesem unheimlichen Sumpf entsteigt.«

Sie nickte nur und fragte nicht mehr weiter.

Dafür geschah etwas anderes. Es war gespenstisch, und beide wurden wir von dem Ereignis gebannt.

Die Pyramide schaffte es nicht mehr, sich auf dem unsicheren Untergrund zu halten. Das gewaltige Bauwerk geriet ins Wanken. Wie ein Turm, der von innen her aufgesprengt worden war.

Wir hatten Angst, daß die Teile auf uns niederfallen würden.

Meine Haut auf dem Rücken zog sich zusammen, aber das Bauwerk explodierte nicht. Dafür sank es ein.

Stück für Stück wurde es vom schwarzen Todessumpf gefressen.

Und an den Stellen, wo sich Risse gebildet hatten, schmolz das Gold weg wie unter einem Hitzeschleier.

In diesen Momenten erinnerte mich der Höllensumpf an ein

gefährliches Raubtier, das dabei war, einen schwächeren Gegner mit allen Geräuschen des Wohlbehagens zu zerreißen.

Da schwang uns das Schmatzen und Klatschen entgegen. Wir hörten ein sattes Schlürfen, ein Blubbern, dann ein Rülpsen.

Aber es war nur der Sumpf, der sich sein Opfer holte. Das Licht aber schwebte näher.

Auch wir wurden bald von seinem roten Schein erreicht, der sich wie eine Decke ohne Gewicht über unsere Körper legte. Gleichzeitig änderte sich auch die Temperatur.

Es wurde kalt!

Bisher hatten wir eine durchweg angenehme Wärme kennengelernt, doch diese Kälte war unnatürlich. Wir fröstelten beide, und mir kam der Gedanke an die Kälte des Todes.

Ich schaute nach unten auf mein Kreuz. Es rührte sich nicht. Kein Blitzen, kein Zucken oder Strahlen, das Kruzifix hätte ich in diesen Momenten auch in den Sumpf werfen können, der Erfolg wäre sicherlich der gleiche gewesen.

Aber es hatte doch früher auf den Schwarzen Tod reagiert! Wieso nicht jetzt? Da kannte ich die Zusammenhänge nicht und wußte nichts davon, daß der Schwarze Tod später die Seiten gewechselt hatte und praktisch zur Hölle übergetreten war.

Wir erlebten den Anfang.

Der Sumpf holte alles, was er haben wollte. Das Schmatzen und Gurgeln nahm kein Ende. Er war wirklich das unheimliche, gierige Raubtier, das nie genug bekommen konnte.

Und die Pyramide verschwand.

Zum Schluß würde nur mehr ein Quadrat zurückbleiben, bevor sich der Sumpf endgültig schloß.

Wir waren auch nicht mehr weitergegangen, weil wir keinesfalls in den gefährlichen Sog hineingeraten wollten, denn der Höllensumpf hätte uns höchstens als untote Schlammonstren wieder freigegeben.

Ein letztes gewaltiges Aufblähen, ein Stöhnen, ein Schmatzen und Schlürfen, dann hatte sich der Höllensumpf geschlossen. Nichts war mehr von der Pyramide zu sehen.

Dort, wo sie einst gestanden hatte, bewegte und wellte sich der Todessumpf.

Unser Blick war frei geworden. Wir schauten über die braunschwarze Fläche, die weiter entfernt einen anderen Farbton an der Oberfläche angenommen hatte.

Das rote Licht trug die Verantwortung und hüllte das Gebiet ein, das sich Höllensumpf nannte.

Vier Wege hatten zur Pyramide geführt. Sie führten immer noch in die Richtung. Nur sahen wir das Bauwerk nicht mehr, so daß die Wege mitten im Sumpf endeten.

Wenn ich mir von den Endpunkten die Umrisse der Pyramide dachte, hatte ich genau ein Viereck. Wahrscheinlich der Grundriß, auf dem das Bauwerk gestanden hatte.

Bedeutete dies etwas?

Davon konnte ich ausgehen, denn innerhalb dieses gedachten Vierecks geschah mehr als woanders.

Da lebte der Sumpf.

Wir brauchten nicht näher heran und konnten auch von unserer Position aus das erkennen, was wir sehen wollten. Der rötliche Schein über dem Viereck hatte sich verdichtet. Sehr intensiv leuchtete er, gleichzeitig auch dunkel, denn es war kein strahlendes Licht, das uns umklammert hielt. Ich hatte das Gefühl, als würde es nicht nur an der Oberfläche des Sumpfes schweben, sondern in die Masse eindringen, um das zu erwecken, was in ihr begraben lag oder zusammengefügt werden mußte.

Still war es nicht. An die Laute hatten wir uns mittlerweile auch gewöhnt, so daß uns das neue Geräusch besonders auffiel.

Ein Heulen und Klagen. Geboren in den Tiefen des Sumpfes, drang es bis an die Oberfläche und klang oftmals erstickt und abgehackt. Mir kam es vor, als steckte jemand im Schlamm und litt unheimliche Qualen.

Geburtsqualen möglicherweise…

»Er kommt, nicht wahr?« hauchte das Mädchen neben mir.

Ich nickte nur.

Noch kam er nicht. Dafür schoß völlig überraschend eine hohe Schlammfontäne in die Höhe und wurde zu einem gewaltigen Arm, der innerhalb des roten Lichts aussah wie ein breiter Blutstrom.

Automatisch verfolgten wir mit unseren Blicken die Schlammsäule, die hochstieg – und, als die Anziehungskraft wieder stärker wurde, in sich zusammensank.

Dabei fächerte sie auseinander, und wir erkannten, daß sie bisher Leichenteile, Knochensplitter und Gebeine verborgen hatte. Es waren Gestalten, die wir auf dem Weg kennengelernt hatten. Eine davon hatte ich getötet.

Ein mit Schlamm bedeckter Kopf fiel nicht weit von uns entfernt wieder zurück. Dabei hatte er sich so gedreht, daß uns weiße, leblose Augen anklagend anstarrten.

Claudine schlug die Hände vor das Gesicht. Sie konnte den Anblick nicht ertragen, denn der Schädel sank, ebenso wie die anderen Knochenteile, nicht tiefer in den kochenden und gierigen Sumpf.

Auf der Oberfläche blieben sie liegen und wurden von den Sumpfwellen von einer Seite zur anderen geschaukelt.

Hier trennte sich die Spreu vom Weizen.

Ob Claudines Hände wieder nach unten gesunken waren, darauf

wollte ich nicht achten, denn nun trat das Ereignis ein, auf das ich gewartet hatte.

Der Schwarze Tod wurde geboren.

Es begann mit einem Kreisel, der tief in den Sumpf hineinstach und einen Trichter bildete, der an seinem Ende so spitz wie eine Schultüte zulief und sich rasend um die eigene Achse drehte.

Er drückte genau die Massen in die Tiefe, die dem aus der Tiefe hervorsteigenden Monstrum im Weg standen. Und er sorgte dafür, daß der Sumpf durchlässig wurde und ich hineinschauen konnte.

Dort tat sich etwas.

Ein Schatten bewegte sich da. Er war noch dunkler als der Sumpf, und ich dachte daran, daß auch das riesige Skelett des Schwarzen Todes pechschwarz gewesen war.

Bis auf die Augen.

Sie hatten in einem düster-gefährlichen Rot geleuchtet.

Vielleicht hatte sich in den sonst leeren Augenhöhlen das Licht gefangen, das auch uns schon seit einiger Zeit umgab.

Und er kam.

Intervallweise wurde der Unheimliche in die Höhe gedrückt. Mit jedem Meter, dem er sich der Oberfläche näherte, verstärkte sich auch die Aura des Schreckens, die ihn umgab.

Ich wollte noch über das Ereignis nachdenken, das schaffte ich nicht mehr, denn das Grauen persönlich legte sich über meine Psyche und schaltete mich regelrecht aus.

Ich konnte nur dastehen, staunen – und erleben!

Ja, er kam!

Zuerst schob sich sein Schädel aus dem Sumpf. Ein gewaltiger pechschwarzer Totenkopf, der nach hinten gedrückt war, damit seine Augenhöhlen das Licht aufnehmen konnten.

Allmählich wurden sie ausgefüllt, und sie begannen zu glühen.

In diesem Moment begann die Geburt des Schwarzen Tods…

ENDE des zweiten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 360 »Die Rache des Kopflosen«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 006 »Die Rache der Horror-Reiter«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 261 »Vom Teufel besessen«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 102 »Das letzte Duell«